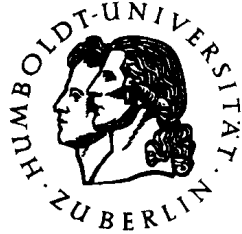


HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN
INSTITUT FÜR BIBLIOTHEKSWISSENSCHAFT



BERLINER HANDREICHUNGEN
ZUR BIBLIOTHEKSWISSENSCHAFT

HEFT 159

**BIBLIOTHEKEN ALS RÄUME URBANER ÖFFENTLICHKEIT
BERLINER BEISPIELE**

VON
OLAF EIGENBRODT

**BIBLIOTHEKEN ALS RÄUME URBANER ÖFFENTLICHKEIT
BERLINER BEISPIELE**

**VON
OLAF EIGENBRODT**

Berliner Handreichungen
zur Bibliothekswissenschaft

Begründet von Peter Zahn
Herausgegeben von
Konrad Umlauf
Humboldt-Universität zu Berlin

Heft 159

Eigenbrodt, Olaf

Bibliotheken als Räume urbaner Öffentlichkeit : Berliner Beispiele / von Olaf Eigenbrodt. - Berlin : Institut für Bibliothekswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin, 2005. - 66 S. - (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft ; 159)

ISSN 14 38-76 62

Abstract:

Die Arbeit zeigt an prominenten Beispielen aus der Berliner Bibliotheksgeschichte, wie der Bautypus Bibliothek als kommunaler Ort innerhalb von Stadtgesellschaften funktioniert. Es wird untersucht, wie Bibliotheksbauten als Räume nach innen und in den Stadtraum hinaus wirken. Den Analysen geht ein ausführlicher Theorieteil voraus, der Bibliotheken als öffentliche Räume im gesellschaftlichen Wandel beschreibt. Angelehnt an Hannah Arendt wird hier die These ausgeführt, dass Bibliotheken in der postindustriellen Gesellschaft keine öffentlichen, sondern in einem umfassenderen Sinne gesellschaftliche Orte sind.

Diese Veröffentlichung ist die überarbeitete Version einer Abschlussarbeit im postgradualen Fernstudiengang Master of Arts (Library and Information Science) an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Inhalt

I	EINLEITUNG	6
II	BIBLIOTHEK UND URBANE ÖFFENTLICHKEIT	9
II.1	ÖFFENTLICHER RAUM IM GESELLSCHAFTLICHEN WANDEL	9
II.2	BIBLIOTHEKEN ALS ÖFFENTLICHE RÄUME	15
II.3	URBANER RAUM UND STÄDTISCHE ÖFFENTLICHKEIT	21
III	MONARCHISCHE REPRÄSENTATION UND AUSPRÄGUNG BÜRGERLICHER ÖFFENTLICHKEIT	27
III.1	DIE KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK IM FORUM FRIDERICIANUM	28
III.2	DIE KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK UNTER DEN LINDEN	34
IV	BIBLIOTHEKSBAU UND DEMOKRATISIERUNG	39
IV.1	DIE AMERIKA-GEDENKBIBLIOTHEK	39
IV.2	DIE STAATSBIBLIOTHEK HANS SCHAROUNS	43
V	BIBLIOTHEKEN ALS RÄUME DER INFORMATIONSGESELLSCHAFT : PROJEKT - PLANUNG - VISION	48
V.1	SUBURBANER STANDORT UND PUBLIC-PRIVATE-PARTNERSHIP - DAS ERWIN SCHRÖDINGER- ZENTRUM DER HUMBOLDT-UNIVERSITÄT	48
V.2	PLANUNGEN - DER NEUBAU IN DER STAATSBIBLIOTHEK UNTER DEN LINDEN	52
5.3	VISION - DIE ZENTRAL- UND LANDESBIBLIOTHEK AUF DEM SCHLOSSPLATZ	56
VI	BIBLIOTHEKEN IM KONTEXT URBANER ÖFFENTLICHKEIT - EIN FAZIT	58
VII	LITERATUR	60
VIII	ABBILDUNGEN	65

I. Einleitung

In den letzten zwei Jahrzehnten waren nicht nur die Bibliotheken mit folgenreichen Veränderungsprozessen und krisenhaften Situationen konfrontiert. War man auf der einen Seite vollauf damit beschäftigt, den Anschluss an die technologische Entwicklung nicht zu verlieren oder diese möglichst noch in seinem Sinne mitzuprägen, so wurde auf der anderen Seite die finanzielle Lage immer schwieriger. Zwar gehört es bei Bibliothekaren, wie bei allen verantwortungsbewussten Akteuren im Kultur- und Bildungsbereich zur Politik, immer wieder gezielt auf die finanzielle Unterversorgung hinzuweisen, tatsächlich hat sich die Situation gerade auch der Öffentlichen Bibliotheken dramatisch verschlechtert. Diese Erfahrung von beschleunigter Veränderung bei gleichzeitiger ökonomischer Krise teilen Bibliotheken mit vielen anderen gesellschaftlichen Einrichtungen und nicht zuletzt mit vielen Individuen in der Gesellschaft selbst.

Aus der Industriegesellschaft entwickelten sich die postindustriellen Modelle der Dienstleistungs-, Informations- und Wissensgesellschaft. Ich verzichte hier auf eine Definition dieser Termini, möchte aber anmerken, dass sie alle ähnliche Vorgänge unter verschiedenen Vorzeichen beschreiben. Die Begriffe Dienstleistung, Information und Wissen spielen daher auch bei der Selbstvergewisserung und Außendarstellung der Bibliotheken eine entscheidende Rolle. Dabei hat sich die Idee der digitalen Bibliothek im Sinne einer kompletten Transformation aller Informationen und Dienstleistungen vom realen in den virtuellen Raum nicht durchsetzen können. Die digitale Bibliothek versteht sich vielmehr als eine sinnvolle Ergänzung des Bibliotheksgebäudes, die dem Nutzer unnötige Wege erspart und der Kooperation zwischen den Bibliotheken und Informationseinrichtungen verpflichtet ist.

Georg Ruppelt beschreibt Bibliotheken als "Marktplatz [...], der reale Begegnung von Menschen ermöglicht"; sie sind für ihn ein "selbstverständlicher Teil des Kulturlebens", ohne den eine Stadt "seelenlos" wäre [Ruppelt 2003, S. 96]. Er ruft mit dieser Metaphorik urbane Bilder auf, die Bibliotheken als selbstverständlich in städtischen Gemeinschaften verortet sehen. Im Laufe des 20. Jahrhunderts haben sich die städtischen Ballungsgebiete jedoch grundlegend verändert. Wenn Bibliotheken weiterhin Räume urbaner Öffentlichkeit sind, so ist zu hinterfragen, was hinter diesen Begriffen steht. Dabei geht es zunächst weniger um Standortvorteile,

Informationsressourcen und Dienstleistungen, die in wesentlichen Teilen auch im virtuellen Raum stattfinden können, für die es einer Bibliothek im Sinne Ruppelts also nicht mehr Bedarf. Hier spielen vielmehr die Dinge eine Rolle, die man vielleicht als weiche Faktoren bezeichnen könnte, die ich aber für entscheidende gesellschaftliche Funktionen halte, die Bibliotheken erfüllen. Dies sind vor allem Kommunikation und Interaktion im realen Raum und, damit verbunden, die Möglichkeiten der Selbstvergewisserung, welche die Begegnung mit anderen Menschen bieten.

Damit werden Bibliotheken zu im Wortsinne kommunalen Orten. Als solche machen sie ein Angebot, das die privatisierten Räume der urbanen und suburbanen Erlebniswelten nicht bieten können, da sie weder über die nötigen Ressourcen, noch über die entkommerzialiserten Zonen verfügen, die dafür nötig sind. Daraus ergeben sich Chancen, wenn es gelingt, diese Angebote angesichts maroder öffentlicher Finanzen aufrecht zu erhalten, aber auch die Verantwortung, den gesellschaftlichen Raum zu füllen. Im Gegensatz zu öffentlichen Plätzen und Foren, die als Betriebskosten nur die regelmäßige Reinigung, gärtnerische Pflege und Ausbesserung aufweisen und die man zur Not einige Jahre vernachlässigen kann, ohne dass die Substanz zu sehr leidet, sind für öffentliche Räume wie sie Bibliotheken bieten Leistungen der Gesellschaft unumgänglich. Die wichtigste Verantwortung liegt dabei neben dem laufenden Betrieb vor allem in der Gestaltung, auf die ich mich in meiner Arbeit konzentrieren möchte. Bibliotheksgebäude sind zunächst immer eine Hülle. Diese Hülle prädestiniert die Vorgänge, die in ihrem Inneren stattfinden. Dies liegt aber nicht nur im Funktionalen begründet, das die Bibliothek als einen hoch spezialisierten Gebäudetyp auszeichnet [vgl. Faulkner-Brown], sondern auch in der Architektursprache, die den Charakter eines Bauwerks bestimmt. Diese Sprache wirkt nicht nur nach Innen, sondern als architektonisches Zeichen auch in den Stadtraum hinaus.

Auf diese beiden Wirkungen von Bibliotheksbauten möchte ich mich in meiner Untersuchung konzentrieren. An der Interaktion mit dem Stadtraum als weiterer Öffentlichkeit und dem Benutzer als Adressaten möchte ich zeigen, wie sich schon über das Gebäude die Rolle der Bibliothek in der Gesellschaft ausdrückt. Meine gewählten Beispiele sind sowohl historischer, als auch aktueller Natur. Sie bilden nur einen exemplarischen Ausschnitt aus der Bibliotheksbautätigkeit der letzten 250 Jahre in Berlin, ich habe aber für den Zusammenhang zwischen urbaner

Öffentlichkeit und Bibliothek im Raum paradigmatische Gebäude ausgewählt. Keine Berücksichtigung fanden dabei Öffentliche Bibliotheken auf der Bezirksebene. Die Gründe dafür liegen in der mangelnden Vergleichbarkeit vor allem was die Größe, Ausstattung und Lage im Stadtraum angeht und in dem vorgegebenen Umfang der Arbeit. Den Zusammenhang zwischen Bibliothek und urbaner Öffentlichkeit auf dieser Ebene zu untersuchen, wobei auch die jeweiligen Mikrostrukturen berücksichtigt werden müssten, wäre sicher genauso eine aufschlussreiche Aufgabe für eine weitere Arbeit dieses Typs wie die Übertragung meiner Thesen auf Bibliotheken in ländlichen Gemeinden, reinen Universitätsstädten oder anderen kommunalen Zusammenhängen.

Bevor ich mich den Beispielen zuwende, möchte ich aber einen theoretischen Rahmen meiner Untersuchung aufmachen. Keine der Kategorien Öffentlichkeit, Raum und Stadt kann ohne eine Einordnung verwendet werden. Daher versuche ich im ersten Kapitel, Arbeitsdefinitionen zu entwickeln, und diese auf den Raum der Bibliothek zu beziehen. Leider ist der Versuch, eine umfassende Bibliothekssoziologie zu entwickeln, in Deutschland nicht gelungen [vgl. Karstedt 1954], so dass kein bibliothekswissenschaftlicher Ansatz vorliegt, den Charakter von Bibliotheken als gesellschaftlichen Räumen näher zu beschreiben. Auch fehlt dafür die Grundlage im Sinne einer qualitativen Sozialforschung. Ich werde mich also zunächst auf der Basis der Definitionen von Öffentlichkeit, Intimität, Privatheit und Gesellschaft bewegen, die Hannah Arendt bietet. Da sie diese Begriffe direkt auf Interaktionen und Tätigkeiten bezieht und zudem historisch kontextualisiert, bot sich ihr Ansatz für diese Arbeit besonders an. Danach möchte ich über die Tätigkeiten, die den öffentlichen Raum Bibliothek charakterisieren meine These erläutern, dass es sich bei Bibliotheken heute nicht um öffentliche Räume im klassischen Sinne, sondern um gesellschaftliche Räume handelt.

In den dann folgenden Kapiteln möchte ich dies dann im oben beschriebenen architekturtheoretischen Rahmen historisch einordnen, um abschließend auf aktuelle Bibliotheksprojekte einzugehen.

II. Bibliothek und urbane Öffentlichkeit

Bibliotheken schlechthin als Räume urbaner Öffentlichkeit zu definieren, scheint zunächst nicht weiter erklärungsbedürftig. Veröffentlichungen wie etwa das von der Bertelsmann Stiftung und der BDB herausgegebene Strategiekonzept *Bibliothek 2007* setzen einen öffentlichen Charakter von Bibliotheken voraus. Bei näherem Hinsehen ergeben sich aber einige Fragen an diesen Begriff. Was versteht man eigentlich unter Öffentlichkeit in bezug auf den Stadtraum und wie steht es genau um den öffentlichen Charakter von verschiedenen Bibliothekstypen? Im folgenden Abschnitt möchte ich Zugänge zu diesen Fragen aufzeigen. Dazu wende ich mich zunächst dem Begriff der öffentlichen Räume zu.

II.1 Öffentlicher Raum im gesellschaftlichen Wandel

Öffentliche Räume spielen in der gegenwärtigen Diskussion um die Privatisierung gesellschaftlicher Vermögenswerte und kommunaler Dienstleistungen eine große Rolle. Es wird dabei zunehmend ein Verlust oder eine Erosion des öffentlichen Raums zugunsten einer topographischen Vorherrschaft des Privaten beklagt, oft jedoch ohne zu definieren, worum es sich dabei handelt. Diese Definition ist allerdings auch mehrdimensional und keineswegs eindeutig.

Juristisch kann man öffentliche Räume als die Flächen und Gebäude bezeichnen, die sich mittelbar oder unmittelbar im Eigentum der öffentlichen Hand, also der Gesellschaft befinden. Saurwein verschränkt in seinem Versuch einer Definition von privaten und öffentlichen Angelegenheiten sehr anschaulich juristische mit kulturhistorischen Annäherungen an das Problem [Saurwein 2002, S. 116 f.]. Er kommt zu dem Schluss, dass sich die "Unterscheidung von Privatheit und Öffentlichkeit [...] nicht auf eine Begrifflichkeit bringen [lässt], die die geschichtliche und kontextbezogene Varianz ihrer Bedeutungen übergreifen kann" [Saurwein 2002, S. 116]. Aus der Sicht der Soziologie gestaltet sich die Frage nach dem öffentlichen Raum ähnlich schwierig. Öffentlicher Raum ist nicht zu definieren, ohne seine historische Genese näher zu betrachten. Das antike Idealbild, das als Utopie z.T. noch immer die Vorstellung vom öffentlichen Raum beherrscht, ist die Agora, ein Ort, an dem die Bürger der Polis zusammen kommen und in politischen Diskurs miteinander treten. Zu diesem explizit öffentlichen Raum hatten aber nur die

Vorstände der Privathaushalte Zutritt. Frauen, Sklaven und Kinder waren von dieser Öffentlichkeit ausgeschlossen. Sie zählten zur Sphäre des Privaten und waren der Herrschaft des Haushaltsvorstands unterworfen. Diese Trennung zwischen privat und öffentlich löste sich nach Hannah Arendt, auf deren Monographie *Vita Activa* ich mich im Folgenden beziehen werde, in der römischen Periode und im Mittelalter auf, um in der Neuzeit in anderer Form wieder konstituiert zu werden [Arendt 1996, S.43 ff.]. Dabei wandelt sich das Private von einem ökonomischen Begriff, wie er noch im juristischen Terminus vom Privateigentum fortlebt, zu einer Kategorie, die unmittelbar mit dem Individuum verbunden ist. Während der Haushalt zunehmend öffentlich wird, konstituiert sich die neue Kategorie der Intimität seit der Aufklärung als der entscheidende Faktor des Privaten [Arendt 1996, S. 48f.]. Die neue, bürgerliche Öffentlichkeit ist explizit auf das Ökonomische bezogen. Im Englischen entstand daraus im 17. Jahrhundert das Gegensatzpaar von 'public' und 'private', das die Trennung zwischen Intimität und Öffentlichkeit kennzeichnet [Sennett 1986, S. 31]. Bürgerliche Mitbestimmung innerhalb von oder gegen monarchische Verfassungen setzt sich überall da durch, wo eine unüberbrückbare Kluft zwischen der politischen und der ökonomischen Macht der Bürger entsteht.¹ Entscheidender Faktor war aber auch die Trennung des privaten Haushalts der Fürsten vom Etat der Staaten, der den Territorialstaaten unabhängig von der Person des Souveräns erstmals in der Neuzeit zum ökonomisch eigenständig handelnden Gebilde machte.

Aus dem feudalistischen Ständestaat absolutistischer Prägung heraus entstand zur selben Zeit allmählich die bürgerliche Gesellschaft. Sie war zunächst durch eine Grenzlinie geprägt, die – ähnlich wie in der griechischen Polis – den Bereich des Öffentlichen vom Bereich des Privaten trennte. Ersterem gehörte nach Sennett alles an, was der Zivilisation zuzurechnen war, die sich im "kosmopolitischen öffentlichen Verhalten" [Sennett 1986, S. 35] äußerte. Der private Bereich war der der Natur, der sich in der bürgerlichen Familie verkörperte [ebd.]. Der Übergang von der aristokratischen Gesellschaft zur bürgerlichen ist also wesentlich durch eine Neudefinition von öffentlich und privat bestimmt. Im absolutistischen Staat als patrimonialen Gebilde im Sinne Max Webers [Weber 1922, S. 679] bedurfte es keiner Öffentlichkeit, weil alles Politische dem privaten Bereich des Fürsten zugerechnet war, der den Staat verkörperte. Die bürgerliche Öffentlichkeit entstand innerhalb dieses Gesellschaftsmodells als Gegenkonzept der höfischen Gesellschaft

¹ Die prominenten historischen Beispiele hierfür sind der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg und die Französische Revolution, die beide durch fiskalische Krisen ausgelöst wurden.

aber durchaus nicht immer in Opposition zu ihr, sondern oft unter Beteiligung der Aristokratie und aufgeklärter Fürsten.² Dies führte in den Staaten, die zunächst keine Veränderung des politischen Systems erlebten oder während der Restaurationszeit wieder in alte Schemata zurückfielen zu einer Koexistenz von bürgerlicher Öffentlichkeit und monarchischer Repräsentation. Die preußische und später deutsche Residenzstadt Berlin war ein gutes Beispiel für dieses Nebeneinander, das, wie ich später zeigen werde, auch den Bibliotheksbau maßgeblich beeinflusste.

Mit dem Aufstieg des Bürgertums und des Kapitalismus im 19. Jahrhundert entstand Gesellschaft im heutigen Sinne. Arendt definiert sie als "merkwürdige[s] Zwischenreich, [...] in dem privaten Interessen öffentliche Bedeutung zukommt" [Arendt 1996, S. 45]. Die zunächst strikte Trennung zwischen Privat und Öffentlich wurde zunehmend aufgehoben. Dem privaten Bereich blieb nur noch das Intime vorbehalten, die in die Innerlichkeit zurückgezogene Welt des eigenen Heims und der Familie. Für alle anderen Belange, vor allem auch für die Sicherung des Lebensunterhalts, war man gezwungen, das Haus zu verlassen und sich der Allgemeinheit auszusetzen. Der öffentliche Bereich der wachsenden Städte wurde zunehmend auch als bedrohlich empfunden. Man traf dort nicht mehr nur auf Angehörige seiner eigenen, überschaubaren Klasse, sondern sah sich einer Anonymität ausgesetzt, die zu einem der tragenden Mythen der modernen Stadt wurde. Zur Gesellschaft gehörten neben der anachronistisch gewordenen Aristokratie und dem Bürgertum auch die neu in die Stadt strömenden Arbeiter und Glückssucher. Sie wurde zu der

Form des Zusammenlebens, in der die Abhängigkeit des Menschen von seinesgleichen um des Lebens selbst willen und nichts sonst zu öffentlicher Bedeutung gelangt, und wo infolgedessen die Tätigkeiten, die lediglich der Erhaltung des Lebens dienen, in der Öffentlichkeit nicht nur erscheinen, sondern die Physiognomie des öffentlichen Raumes bestimmen dürfen. [Arendt 1996, S. 59]

Konnte man in der Aufklärung noch an die Antike angelehnte Visionen von öffentlichen Räumen schaffen und Utopien nacheifern, die eine ideale Gesellschaft in der überschaubaren Gemeinschaft verorteten,³ so war in der Industrialisierung der öffentliche Raum vor allem von den Bedürfnissen einer Massengesellschaft geprägt. Mit den immer größeren Auflagen und der steigenden Zahl von Zeitungen und

² Wie das in Kapitel zwei besprochene Beispiel des Forum Fridericianum zeigt.

³ Das seinerzeit wohl populärste literarische Beispiel war der heute unter dem von Ludwig Tieck geprägten Titel *Die Insel Felsenburg* [...] bekannte Roman *Wunderliche Fata einiger See-Fahrer* [...] von Johann Gottfried Schnabel.

Illustrierten Blättern entstand eine neue, mediale Öffentlichkeit. Informationen verbreiteten sich mit technologischer Unterstützung immer schneller und man war auch in der Provinz nicht mehr von der Gesellschaft abgeschnitten. Während also zum einen der öffentliche Raum zu einer "Funktion der Fortbewegung" [Sennett 1986, S.29] wurde, entstand zum anderen eine räumlich nicht gebundene Öffentlichkeit in der Tradition der gelehrten Briefkultur des 18. Jahrhunderts.

In Deutschland kam es mit der von Preußen dominierten und mit militärischer Gewalt durchgesetzten Einigung zu einem Nationalstaat zwar zu einer Vereinheitlichung und Zentralisierung, gleichzeitig konnten die Bundesstaaten für sich jedoch weitgehende föderale Rechte sichern. Dieses Wechselspiel von zentrifugalen und zentripetalen Kräften, das bis heute in der Bundesrepublik fortwirkt, brachte im kulturellen Bereich einen spezifischen Diskurs im Spannungsfeld zwischen nationaler Standardisierung und regionaler Unabhängigkeit hervor.⁴ So entstanden neben der nationalen Öffentlichkeit noch regionale, an die Länder geknüpfte Öffentlichkeiten. Dies ist aber nur ein Beispiel für die immer größer werdende Zersplitterung und Verästelung, die mit der Herausbildung immer neuer Öffentlichkeiten in der Industriegesellschaft verbunden war.

Die Massengesellschaft der Moderne macht es durch diese Diversifizierung unmöglich, von einer 'Öffentlichkeit' im klassischen Sinne zu sprechen, wie sie aber gerade im Bereich von Kultur und Bildung noch immer gerne zitiert wird. Richard Sennett zeigt in seiner Studie *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens*, wie sich die ursprünglich bürgerliche Öffentlichkeit durch Ausschlussmechanismen von neuen Öffentlichkeiten abschottete, zu denen nun auch Angehörige anderer Klassen Zugang hatten [Sennett 1986, S.180ff.]. Wenn wir also in diesem historischen Zusammenhang von 'Öffentlichkeit' sprechen, meinen wir meist die bürgerliche Öffentlichkeit mit ihren politischen, kulturellen und Bildungsinstitutionen, die allerdings klassenspezifisch und keineswegs im heutigen Sinne demokratisch war.

Eine Definition von öffentlichem Raum im Sinne von 'der Allgemeinheit zugänglich' scheint vor diesem Hintergrund eher wagen zu sein. Hannah Arendt nähert sich dem Problem des öffentlichen Raumes denn auch nicht von der Seite der Benutzer dieses Raumes, sondern von der Seite der Benutzung an:

Offenbar ändert sich der Charakter des öffentlichen Raumes, je nachdem welche Tätigkeiten ihn ausfüllen, aber auch die Tätigkeit selbst ändert ihr Wesen, je nachdem ob sie privat oder öffentlich geübt wird, und zwar in einem sehr hohen Grad. [Arendt 1996, S.59]

12 ⁴ Der im deutschen Bibliothekswesen deutlich zu Tage tritt.

Von öffentlichem Raum lässt sich hiernach eigentlich nicht mehr im Singular sprechen. Vielmehr handelt es sich um öffentliche Räume, die sich jeweils durch das definieren, was in ihnen geschieht. Während die Klassengesellschaft noch an sozialen Schranken festhielt, die die Benutzung öffentlicher Räume reglementierten, haben wir es heute nach einer Übergangsphase zunehmend mit ökonomischen Ausschlusskriterien zu tun. So hat die Privatisierung öffentlichen Eigentums und damit auch öffentlichen Raumes nicht unbedingt das Ende einer öffentlichen Nutzung zur Folge. Die "Zerstörung von öffentlichem Raum kann nicht mit dem Verlust von Öffentlichkeit gleichgesetzt werden", wie Andreas Herzog in diesem Zusammenhang feststellt [Herzog 1996, S. 360]. Vielmehr kommt es zur Ausbildung von Teilöffentlichkeiten, die sich durch den Raum, in dem sie sich gerade aufhalten und dessen Nutzung definieren.⁵

Bevor ich mich ausgehend von dieser Feststellung im nächsten Abschnitt der Frage zuwende, welche Tätigkeiten eigentlich die Bibliotheken als öffentliche Räume auszeichnen (und offensichtlich ist der Plural hier angebracht), möchte ich zunächst noch auf die Frage des Verhältnisses von Öffentlichkeit und Intimität eingehen, die in jüngster Zeit immer wieder aufgeworfen wurde und die mir für die Zukunft öffentlicher Räume bedeutend scheint. Wie oben bereits erwähnt entstand nach der Umstülpung des Privaten ins Öffentliche in der Folge der Aufklärung das Intime als neues Paradigma des Privaten. In der Folge wurde das Intime immer da instrumentalisiert, wo es darum ging, Kritik an der Massengesellschaft zu üben. Nach Sennett beruht die "Ideologie der Intimität" auf einem "Mythos, demzufolge sich sämtliche Mißstände der Gesellschaft auf deren Anonymität, Entfremdung, Kälte zurückführen lassen" [Sennett 1986, S. 329]. Im liberalen und konservativen Bürgertum war die Antwort hierauf die Familie als 'Keimzelle der Gesellschaft'. Die Zuspitzung dieses Gedankens im nationalsozialistischen Volksgemeinschaftswahn tat diesem Modell zunächst keinen Abbruch. Erst seit den 60er Jahren kam es allmählich zur Erosion der klassischen Familie. Sinkende Geburtenraten und eine steigende Zahl von Scheidungen, allein erziehenden Eltern, Singlehaushalten und alternativen Lebensformen führten zu einer allmählichen Abkehr von der bürgerlichen Kleinfamilie als einzigem Ort der Intimität.

⁵ So kann ich mich innerhalb einer kurzen Zeitspanne vom Benutzer des Lesesaals der "öffentlichen" Staatsbibliothek am Kulturforum zum Flaneur in den "privaten" Potsdamer-Platz-Arkaden wandeln, was zunächst einmal nur den Ortswechsel voraussetzt. Andersherum müsste ich mich aber durch den Erwerb einer relativ teuren Zugangsberechtigung als Benutzer legitimieren.

Gleichzeitig verschaffte das neue Massenmedium Fernsehen den Menschen die Illusion, an der Öffentlichkeit teilhaben zu können, ohne den intimen Bereich des eigenen Haushalts zu verlassen. Dieser Trend wurde durch die Einführung des PCs und der Videospielkonsolen in den 80er und schließlich durch die des World Wide Web in den 90er Jahren noch gesteigert. Es entstanden neue, virtuelle öffentliche Räume, die an die medialen Öffentlichkeiten der Industriegesellschaft anschlossen, sie aber gleichzeitig weit hinter sich ließen. So erfolgte eine Durchdringung des realen intimen Raums mit der virtuellen Öffentlichkeit elektronischer Medien. Diese Durchdringung ist jedoch gegenseitig. Auch die öffentlichen Räume sind inzwischen von Tätigkeiten geprägt, die vorher im intimen Bereich stattfanden. Bei einer Vielzahl von Tätigkeiten ist man inzwischen vor die Wahl gestellt, ob man diese lieber in eigenen, privaten oder in öffentlichen Räumen betreibt.⁶ Dabei werden von Soziologen unterschiedliche Trends behauptet, die zunächst unvereinbar klingen. Eine Gruppe von Wissenschaftlern konstatiert den Rückzug ins Private. Die fehlenden Identitätsangebote und Unsicherheiten einer globalisierten Gesellschaft inklusive der neuen Form von Terrorismus seit dem Anschlag auf das World Trade Center in New York am 11. September 2001, so die schlagwortartige Behauptung, würden die Menschen die Sicherheit im intimen Kreis einer Familie oder familienähnlichen Gemeinschaft suchen lassen. Andere behaupten, dass angesichts einer zunehmend unübersichtlicher werdenden Welt viele Menschen gerade den Kontakt zu anderen Suchen. Dies scheint sich im Sinne einer Suche nach Realität zu vollziehen, wie sie Hannah Arendt formuliert: "Die Gegenwart anderer, die sehen, was wir sehen, und hören, was wir hören, versichert uns der Realität der Welt und unserer selbst" [Arendt 1996, S. 63]. Die Menschen bedienen sich also öffentlicher Räume als Medien ihrer Selbstversicherung. In Bezug auf urbane Zentren formuliert Michael Frelen diesen Trend wie folgt:

Die zunehmende Individualisierung der Gesellschaft und die räumliche Suburbanisierung führen u.a. dazu, dass eine Flucht in Räume gesellschaftlichen Lebens geschieht [...]. Es werden wieder Orte gesucht, an denen Gesellschaft stattfindet, wo man sehen und gesehen werden kann. [Frelen 1996, S.327]

Die beschriebenen Tendenzen scheinen sich offensichtlich nicht gegenseitig auszuschließen, sondern sich vielmehr zu ergänzen. Der Rückzug in die intimen Bereiche des Privaten, die längst durch die virtuellen Öffentlichkeiten kontaminiert

14 ⁶ Wireless Lan und Mobiltelefonie sind prominente Beispiele. Öffentliche Intimität wird aber auch in Fernsehtalkshows medial inszeniert und wirkt so wieder in den intimen Raum zurück.

sind, ruft gleichzeitig das Bedürfnis hervor, mit seinem privaten Erleben in öffentlichen Räumen an der Gesellschaft teil zu haben. Die "Mauer zwischen Innerlichkeit und Außenwelt" [Sennett 1994, S.13] ist so nach beiden Seiten durchdringbar geworden.

Was bedeuten die oben skizzierten Entwicklungen für die Charakterisierung von Bibliotheken als öffentliche Räume und haben Bibliotheken als Räume einen spezifischen Charakter? Im folgenden Abschnitt möchte ich versuchen, diese Fragen anhand der Funktion von Bibliotheken und der Tätigkeiten, die in ihnen verrichtet werden, zu erläutern.

II.2. Bibliotheken als öffentliche Räume

"Er liebte Bibliotheken. Man war allein und gleichzeitig unter Leuten, die alle mit irgend etwas beschäftigt waren" Cees Nooteboom⁷

Wenn ich diesen Abschnitt mit einem Motto aus dem Roman *Allerseelen* einleite, dann geschieht dies, weil hier meine These aus der Sicht des Bibliotheksbenutzers treffend formuliert wird. Nootebooms Protagonist benutzt die Staatsbibliothek zu Berlin, genauer gesagt das Haus Potsdamer Straße und das angrenzende Ibero-Amerikanische Institut, um Zeitungen und Bücher zu lesen. Der Erzähler beschreibt Menschen verschiedener Herkunft, die mit unterschiedlichen Tätigkeiten befasst sind, vom schlafenden Obdachlosen, der als Alibi eine Zeitung über sich gebreitet hat, über den Studenten, der die Atmosphäre an diesem Ort der Humboldt-Universität vorzieht, bis zu Spezialisten, die im Ibero-Amerikanischen Institut an ihren Arbeiten sitzen [Nooteboom 2000, S. 173ff.]. Diesen Ort als einen öffentlichen Raum zu beschreiben fällt leicht, zumal die Barriere am Eingang lediglich in der Kontrolle der mitgebrachten Gegenstände besteht.⁸ Die hier beschriebene Bibliothek kommt den von der UNESCO geforderten Eigenschaften einer Bibliothek schon sehr nahe:

Die Bibliothek [...] muß leicht zugänglich sein, ihre Pforten müssen allen Mitgliedern der Gesellschaft offenstehen, so daß sie jeder frei benutzen kann, ohne Ansehen von Rasse, Hautfarbe, Nationalität, Alter, Geschlecht, Religion, Sprache, Personen- und Bildungsstand. [UNESCO 1994]

Tatsächlich wird dies aber nicht allen Bibliotheken unbedingt gerecht. Die wissenschaftlichen Universalbibliotheken und Öffentlichen Bibliotheken, von denen ich später in meiner Arbeit spreche, folgen (oder folgten) aber je spezifischen Vorstellungen von Öffentlichkeit, die sich auch aus ihrer Geschichte und ihren

⁷ Nooteboom 2000, S. 178.

Beständen ergeben. Ich möchte daher zunächst versuchen, mich aus einer etwas abstrakteren Richtung den Bibliotheken als öffentlichen Räumen zu nähern, bevor ich wieder auf die Ansprüche der demokratischen Gesellschaft an die Bibliotheken zurückkomme.

Michel Foucault führt in seinem Aufsatz *Andere Räume* den Begriff der Heterotopie für solche Räume ein, "die die sonderbare Eigenschaft haben, sich auf alle anderen Plazierungen zu beziehen, aber so, daß sie die von ihnen bezeichneten oder reflektierten Verhältnisse suspendieren, neutralisieren oder umkehren" [Foucault 2001, S. 26]. Er unterscheidet dabei Utopien und Heterotopien als zwei unterschiedliche Typen solcher Platzierungen. Dabei sind letztere – die anderen Orte – genau solche Räume, die sich zwar als wirkliche Orte in der Gesellschaft befinden, zugleich aber außerhalb von ihr stehen, da sie der Wirklichkeit ein Stück weit enthoben sind. Heterotopien können ihre Funktion im Laufe der Geschichte ändern oder verlieren, was Foucault am Beispiel des Friedhofes verdeutlicht [Foucault 2001, S. 29f.]. Die Anderen Orte sind sowohl solche, die den Anspruch haben, die ganze Welt zu repräsentieren, als auch andere, die Foucault als "Heterotopien der sich endlos akkumulierenden Zeit" [Foucault 2001, S. 33] bezeichnet. Unter diesen Typus fasst er auch Museen und Bibliotheken. Der Anspruch wissenschaftlicher Universalbibliotheken war es lange Zeit, das relevante schriftlich niedergelegte und veröffentlichte Wissen aller Zeiten an einem Ort zu versammeln und die Idee einer universalen Bibliothek ist bis heute noch in den Köpfen vieler Bibliothekare präsent. Über einen langen Zeitraum versuchten sie, "einen Ort aller Zeiten zu installieren, der selber außer der Zeit und ihr nicht ausgesetzt sein soll[te]" [Foucault 2001, S.33]. Dieser Anspruch manifestiert sich, wie ich später zeigen werde, auch in der Architektur von Bibliotheken. Wenn die Benutzer der Staatsbibliothek für den Protagonisten von Allerseelen wie "eine artenreiche Schmetterlingssammlung" [Nooteboom 2000, S.173] wirken, dann überträgt sich der heterotrope Charakter des Ortes auf seine Besucher. Aber es begegnen den Benutzern auch "sonderbare Ausschlüsse" [Foucault 2001, S. 35], die nach Foucault Heterotopien zu Eigen sein können.

Es stellt sich die Frage, ob die kleineren Öffentlichen Bibliotheken, die oft genug nach dem Konzept der self-renewing-library arbeiten und auch nicht über die finanziellen oder infrastrukturellen Mittel verfügen, Archivfunktionen zu erfüllen, nach diesen Begriffen auch als Heterotopien bezeichnet werden können. Hier werden die

Benutzer in ganz anderer Weise mit der Welt konfrontiert: In Form einer Systematik. Sie betreten "einen anderen Raum, einen anderen wirklichen Raum, der so vollkommen, so sorgfältig, so wohlgeordnet ist, wie der unsrige ungeordnet, missraten und wirr ist" [Foucault 2001, S. 36]. In Foucaults Terminologie handelt es sich hierbei um eine Kompensationsheterotopie.

Zunächst mag es etwas bedrohlich klingen, wenn man von Bibliotheken als Heterotopien oder anderen Räumen spricht und der normale Benutzer einer Bibliothek ist sich dessen ja auch nicht bewusst. Tatsächlich werden Bibliotheken aber als solche benutzt. In Deutschland beneidet man oft die US-amerikanischen Bibliotheken um die ganz andere mediale Darstellung, die ein wichtiger Teil der öffentlichen Wahrnehmung ist. Bibliotheken scheinen dort zunächst selbstverständlich zu sein und nichts von 'anderen Räumen' zu haben. Schaut man aber genauer hin, so fällt auf, dass Bibliotheken in Filmen und Fernsehserien oft benutzt werden, wenn sich die Protagonisten in Krisensituationen befinden.⁹ In der Realität stellte die American Library Association fest, dass die Benutzung von Bibliotheken in Zeiten wirtschaftlicher und politischer Unsicherheit ansteigt [ALA 2002].

Menschen kommen also in Bibliotheken, weil sie sich dort in doppelter Weise ihrer Wirklichkeit versichern können. Zum einen durch die Begegnung mit anderen Menschen, mit denen man aber nicht direkt in Austausch treten müssen, zum anderen durch die andersartige Repräsentation der Welt in der Anhäufung der Zeit und/oder der systematischen Ordnung der Bestände. Dem könnte man aus praktischer Sicht entgegen halten, dass die Benutzer einer Bibliothek zunächst einmal daran interessiert sind, dort optimale Bedingungen zum Arbeiten vorzufinden. Womit ich bei der Frage wäre, wie eigentlich Bibliotheken als spezifisch öffentliche Orte durch die Tätigkeiten geprägt sind, die in ihnen verrichtet werden.

Der gegenwärtigen Standortpolitik ist die 'nationalökonomische' Sichtweise verpflichtet: Jemand greift auf eine Bibliothek zurück, um sich mit publizierten Informationen zu versorgen. Dies geschieht entweder durch eine Ausleihe nach Hause, durch eine Nutzung im Lesesaal oder durch den Zugriff auf elektronische Ressourcen, den die Bibliothek bereitstellt. Welche Rolle spielt aber Information in der Informations- bzw. Wissensgesellschaft? In der industriellen Gesellschaft war

⁹ So findet der Inspektor in dem Film *Sieben* das Profil des Serienmörders mit Hilfe der Bibliothek und den Mörder selbst durch eine – damals noch illegale – Rasterfahndung in den Benutzerdaten. Ein freundlicheres Beispiel ist Lisa Simpson, die ihren ansonsten unintellektuellen Bruder Bart immer dann in die Bibliothek mitnimmt, wenn der in einer Situation bei ihr Rat sucht.

Arbeit als die "Präparierung von Gütern für den Konsum" [Arendt 1996, S. 171] definiert. Die physisch arbeitende Bevölkerung war zwar von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen, spielte aber volkswirtschaftlich die entscheidende Rolle. Information hatte einen hohen ideellen Wert, der Tauschwert war aber vergleichsweise gering. So wurden zwar Industriearbeiter wesentlich schlechter bezahlt, als etwa Ingenieure, man musste aber im Produktionsprozess wesentlich mehr Arbeitskraft investieren, um ein Produkt zu erzielen, als Informationsressourcen. Dies hat sich durch den technologischen Fortschritt geändert. Während im Laufe der Deindustrialisierung die physische Arbeit weitgehend automatisiert oder ins Ausland verlagert wurde, entstand ein größerer Bedarf nach qualifizierten Kräften im Herstellungsprozess. Information und aus Information generiertes Wissen haben heute im Verhältnis zur Arbeitskraft gesehen einen wesentlich höheren volkswirtschaftlichen Wert, als in der Industriegesellschaft.

Welche 'geistige Arbeit' ist es dann aber, die in Bibliotheken geleistet wird? Nach Hannah Arendt unterscheiden sich logische Intelligenz und Erkenntnisprozesse wie Arbeit und Herstellen. Sie verweist zu Recht darauf, dass die Leistungen der logischen Intelligenz mit Hilfe von Computern genauso automatisierbar sind, wie die physische Arbeitskraft [Arendt 1996, S. 207f.]. Das Erkennen ist aber der Prozess, der "Wissen vermittelt und Gewusstes ansammelt und ordnet [und der] sich in den Wissenschaften niederschlägt." [Arendt 1996, S. 206]. Bibliotheken sind also Orte wissenschaftlicher Erkenntnisprozesse, die hier direkt an der Ressource Information vollzogen werden können.

Arendt unterscheidet vom Erkennen das Denken. Letzteres ist hiernach keine zielgerichtete Handlung, sondern ein Prozess, der immer dann unterbrochen wird, wenn Gedachtes sich in Philosophie oder Kunst materialisiert [Arendt 1996, S.206]. Nimmt man den etwas überhöhten Kunstbegriff der Autorin zurück, so wird immer noch deutlich, dass es sich beim Denken um einen anderen Vorgang handelt, als beim Erkennen. Information dient hier weniger als ein Rohstoff, aus dem Wissen produziert wird, als vielmehr zur Inspiration eines Vorgangs, der für die Informationsgesellschaft, wie ich sie beschrieben habe, zunächst nicht notwendig scheint. Hier können Bibliotheken eher Raum für eine kulturelle Tätigkeit, als für eine streng wissenschaftliche zu bieten.

Natürlich sind nicht alle Benutzer von Bibliotheken auf der Suche nach Informationen, die sie als Rohstoff oder Inspiration für wissenschaftliche oder

kulturelle Tätigkeiten nutzen wollen. In aufklärerischer Tradition sehen sich Bibliotheken auch immer als Informationsquellen für das politische und gesellschaftliche Interesse der Menschen. Nach Artikel 5 des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland hat jeder "das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild ungehindert frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten" [GG Art. 5 Abs. 1]. Daraus ergibt sich zwar kein verfassungsmäßig festgelegter Existenzanspruch für Bibliotheken als öffentliche Räume, sie verstehen sich aber aus ihrer Tradition und ihrer Benutzungswirklichkeit heraus als Informationsquellen im Sinne dieses Grundrechts. Unmittelbar mit den vorherigen Tätigkeiten verbunden, qualitativ jedoch anders ist der Bildungsaspekt zu bewerten. In ihrem Schulungsangebot, das oft über den engen bibliothekarischen Bereich hinausgeht, sind Bibliotheken immer aktive Bildungsinstitutionen. Sie vermitteln aber auch Wissen auf eine passive Art. Wer möchte kann sich in der Bibliothek ein ganz individuelles Bildungsprogramm gestalten, ohne dass er dazu Hilfe von Bibliothekaren in Anspruch nehmen müsste. Die Gegner des volkspädagogischen Gedankens haben diese Art von Benutzer schon zu Beginn des letzten Jahrhunderts vor Augen gehabt. Im Zeitalter multimedialer Lernumgebungen ergeben sich in dieser Hinsicht ganz neue Möglichkeiten. Zudem sind Bibliotheken - unabhängig von ihren Beständen - aufgrund ihrer räumlichen Gegebenheiten ideale Lernumgebungen.¹⁰

Bibliotheken bieten nicht nur Raum für einsame Tätigkeiten, sondern sie sind auch Orte der zwischenmenschlichen Kommunikation. Dieser Aspekt ist in Hinblick auf den Charakter von Bibliotheken als öffentlichen Räumen nicht zu unterschätzen. Nicht nur die bloße Anwesenheit anderer Menschen verschafft dem Individuum das oben beschriebene Gefühl von Wirklichkeit, sondern auch die Kontaktaufnahme mit diesen. Dabei spielt sowohl nonverbale Kommunikation eine Rolle, als auch das Gespräch in der Cafeteria oder das gemeinsame Arbeiten in dafür vorgesehenen Räumen. Gerade auch wissenschaftliche Bibliotheken können innerhalb der universitären Gemeinschaft die Rolle von Treffpunkten erfüllen, sofern sie räumlich für eine solche Funktion gerüstet sind. Für Öffentliche Bibliotheken trifft dies sowieso zu, wie etwa die Kampagne *Wir sehen uns in der Stadtbibliothek* der 80er Jahre zeigt. Auch dieser Bereich hat sich mit der Einführung des Internet ausgeweitet. Viele

¹⁰ Das vielleicht bekannteste Beispiel hierfür sind Studierende der Rechtswissenschaft, die sich oft in völlig fachfremden oder auch in Öffentlichen Bibliotheken auf ihre Prüfungen vorbereiten.

Menschen nutzen die – im besten Falle kostenfreie – Möglichkeit, in Bibliotheken Email, Chats oder Foren zur Kommunikation mit anderen zu nutzen.

An letzter Stelle aber nicht zuletzt möchte ich noch die Unterhaltung nennen. Bibliotheken sind, ob sie wollen oder nicht, immer auch Erlebnisräume. "Wir müssen uns darüber klar sein, dass eine deutliche Trennung zwischen Information, Emotion, Erlebnis und Kommunikation gar nicht mehr möglich ist" [Groebel 1995, S. 52]. Diese Feststellung aus dem Jahre 1995 trifft auch beinahe ein Jahrzehnt später noch zu. Wer in der Bibliothek Belletristik, Krimis oder Comics liest, an Bücherregalen entlang oder im Internet browsst, Videospiele spielt oder ähnlichen Beschäftigungen nachgeht, ist in diesem Moment weniger an den oben beschriebenen Funktionen interessiert, sondern begreift die Bibliothek als einen Ort der Unterhaltung.

Die Liste der genannten Tätigkeiten erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, verdeutlicht aber meiner Meinung nach den vielschichtigen Charakter von Bibliotheken als öffentlichen Räumen. Zudem lässt sich eine strikte Trennung hier nicht aufrechterhalten. Es handelt sich vielmehr um Kernfunktionen, die sich gegenseitig nicht ausschließen, sondern synchron und diachron kombinierbar sind. Hinzu kommen noch Tätigkeiten, die außerhalb des Kernbereichs eine wichtige Rolle spielen, wie der Besuch von Ausstellungen, Vorträgen und Lesungen und für die im Raumprogramm von Bibliotheken Vorkehrungen getroffen werden.

Bibliotheken sind also keine monofunktionalen Räume, die ausschließlich der Rezeption von publizierten Informationen dienen, sondern sie sind in ein dynamisches Netzwerk unterschiedlicher Nutzungen eingebunden, das wesentlich von den Benutzern bestimmt wird. Wollte man die in diesem heterotopen Gebilde vorhandene Vielfalt zusammenfassen, so müsste man von der Bibliothek als gesellschaftlichem Raum sprechen. Gesellschaft ist das einzige umfassende Paradigma, das in der Lage ist, die Bereiche des Politischen, des Privaten – im klassischen Sinne – und des Intimen zu "überwuchern" [Arendt 1996, S. 57f.].

Geht man mit Hannah Arendt davon aus, dass öffentliche Räume von den Tätigkeiten geprägt werden, die in ihnen stattfinden, so müsste sich die Funktion als gesellschaftliche Räume in Bibliotheksbauten ablesen lassen. Das heißt aber nicht, dass die vorgegebene räumliche Struktur der Bibliothek nicht auch umgekehrt Einfluss auf ihre Nutzung hätte. Begrenzungen sind zur Definition von Räumen unvermeidbar, haben aber auch immer einen ausschließenden Charakter. Die erste Grenze eines gebauten Raumes ist seine architektonische Hülle. Was dabei im

konkreten Fall jeweils ausgeschlossen und was baulich vorgegeben wird, werde ich im Hauptteil meiner Arbeit näher analysieren. Architektur wirkt jedoch nicht nur in das Gebäude hinein, sondern setzt auch nach Außen ein sichtbares Zeichen. Bibliotheksgebäude sind Teil des Stadtraumes, in dem sie entstehen, sie werden durch ihn beeinflusst und wirken auf ihn zurück. Wenn man sie, wie oben erläutert als öffentliche oder gesellschaftliche Räume untersuchen will, muss man zunächst den Raum näher betrachten, in dem sie verortet sind.

II.3. Urbaner Raum und städtische Öffentlichkeit

Angesichts der Literaturlage und der nicht abreißenden Diskussion um die Zukunft urbaner Räume mit ihren unterschiedlichen Standpunkten ist es in diesem Rahmen weder wünschenswert noch möglich, eine umfassende Darstellung dieses Problems und seiner Geschichte zu geben. Ich möchte mich daher im Folgenden darauf beschränken, die Entwicklung der städtischen Öffentlichkeit im urbanen Raum seit dem Beginn der Aufklärung zu skizzieren und den Fokus dabei auf öffentliche Räume setzen.

Nach der Katastrophe des 30-jährigen Kriegs begann man im 17. Jahrhundert in Deutschland mit dem Wiederaufbau bzw. der Erneuerung der zum Teil stark in Mitleidenschaft gezogenen Städte. Dabei ging man gerade in den auf Repräsentation ausgerichteten Residenzstädten oft planvoll vor und orientierte das Bild der neuen Städte oder Stadtteile an Sichtachsen und strengen Rastern.¹¹ So entstanden auch architektonisch durchkonzeptionierte Platzanlagen als Räume für höfische Zeremonien und für die sich herausbildende bürgerliche Öffentlichkeit. An solchen Plätzen werden im 18. Jahrhundert mehr und mehr Theater und sonstige öffentliche Bauten errichtet. Die Kriege des 18. Jahrhunderts bewiesen die militärische Nutzlosigkeit der aufwändigen Fortifikationen, die z.T. erst wenige Jahrzehnte zuvor rund um die Städte errichtet worden waren. Ihr Abriss eröffnete zusätzlichen Raum, der meist als öffentlicher Raum für eine Verkehrserschließung oder aber für die neue Form der innerstädtischen Grünanlage genutzt wurde. Die physische Arbeit, die in den Manufakturen und neu entstehenden Industriebetrieben verrichtet wurde, verlagerte sich in Vorstädte, deren öffentlicher Raum von den Bedürfnissen der Produktionsstätten geprägt wurde.

¹¹ So zum Beispiel in Mannheim, Karlsruhe oder Charlottenburg. In Berlin entstanden ab 1674 nördlich und ab 1732 südwestlich der Doppelstadt planvolle Stadterweiterungen.

Mit der industriellen Revolution schrieben sich die Infrastrukturen des Verkehrs und der Versorgung in das Stadtbild ein. Es entstanden repräsentative Stätten für den Verkehr (Bahnhöfe), den Konsum (Kaufhäuser) und Kultureinrichtungen (Theater, Bibliotheken, Museen), die der Konstruktion einer bürgerlichen und nationalen Identität dienten. Dabei entstanden im Inneren hoch spezialisierte Gebäude, die ihre moderne Bauweise hinter historistischen Fassaden verbargen. Diesem Gegensatz zwischen Innen und Außen entsprach die Trennung zwischen den sozialen Gruppen in verschiedenen Wohnbezirken. Der Stadtraum war durch eine immer höhere Verdichtung geprägt. Die Städte waren geteilt zwischen den Polen bürgerlicher Wohngegenden mit Stadtvillen oder großzügigen Mietshäusern und enger, verbauter Arbeiterviertel, deren öffentliches Leben sich in den Straßen und Hinterhöfen abspielte. Das im Zusammenhang mit der Entwicklung der Öffentlichkeit beschriebene Gefühl von Einsamkeit und Anonymität inmitten von Menschenmassen wurde zu einer typischen Großstadterfahrung.

Stilistische Stagnation, Massenverelendung in den Mietskasernen und die gefühlte Entfremdung des Individuums von seiner urbanen Umgebung führten am Ende des 19. Jahrhunderts zu einem Umdenken bei Architekten und Stadtplanern. Der britische Arts and Crafts Stil und die Wiener Sezession wurden zu Wegbereitern moderner Formen von Urbanität. Ziele waren unter anderem eine funktions- und materialgerechte Formgebung, eine aufgelockerte Baustruktur und die Schaffung hierarchiefreier öffentlicher Räume, die der demokratischen Begegnung über soziale Schranken hinweg dienlich sein sollten. Nach einigen Siedlungen und Bauten aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg wurden diese Ideen in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts zu einer breiten, akademisch getragenen Bewegung, die sich in mehreren architektonischen Schulen ausdrückte.¹²

Diese demokratisch motivierten Projekte wurden durch völkische Vergemeinschaftung im Nationalsozialismus, die sich im so genannten Heimatschutzstil ausdrückte [Petsch 1981, S.231f.], und Zwangskollektivierung im Stalinismus konterkariert und totalitär überformt. Der öffentliche Raum diente in erster Linie für Aufmärsche und Paraden, aus den für Siedlungsprojekte geplanten offenen Gemeinschaftseinrichtungen wurden Orte der Kontrolle und Indoktrination. Das Prinzip der aufgelockerten Stadt war für die Nationalsozialisten ideologisch mit der Ablehnung der unkontrollierbaren 'Masse' verbunden, die sie durch

22 ¹² Die bekanntesten und wichtigsten Beispiele sind hier wohl der russische Konstruktivismus, De Stijl in den Niederlanden und die Bauhaus-Bewegung sowie der aus deren Arbeit hervorgegangene Internationale Stil.

überschaubare, biologistisch definierte 'Zellen' ersetzen wollten [vgl. Petsch, S.232]. Eine lockere, großräumige Bebauung war aber auch aus kriegstaktischen Gründen interessant, da Luftangriffe in einer verdichteten Stadt größere Schäden anrichten. Dieser mörderischen Logik folgend wurden die Luftangriffe der Alliierten auf Berlin von nationalsozialistischen Führungskräften als Beitrag zur städtischen Entwicklung begrüßt.¹³

Beim Wiederaufbau der Städte nach dem Krieg kamen erst Ende der 50er Jahre neue Paradigmen zum Tragen. In Erwartung des zunehmenden motorisierten Individualverkehrs schuf man die autofreundliche Stadt, in der ein Großteil der öffentlichen Flächen dem fließenden oder ruhenden Verkehr geopfert wurde. Im Zusammenhang damit kam es zu einer zunehmenden Suburbanisierung. Nicht mehr nur am Rand, sondern außerhalb der Städte entstanden Einzelhaussiedlungen als Gartenstädte sowie Satellitenstädte, in denen Hochhausbebauungen um Kerne gruppiert wurden, die eine von der Innenstadt autarke öffentliche und gewerbliche Infrastruktur boten.

In den 60er und 70er Jahren begann dann eine Phase des groß angelegten Umbaus der Städte. In Flächensanierungen wurde verbliebene Altbausubstanz abgerissen und entweder – in den Innenstädten – zur gewerblichen Nutzung oder – in innerstädtischen Randlagen – für eine neue Wohnbebauung freigegeben. Dies führte zur zunehmenden Verdrängung der Bewohner aus den Innenstädten. Die Altbauquartiere entsprachen nicht den modernen Wohnstandards, und galten als Hindernis für eine zeitgemäße Sozialstruktur der Bevölkerung. Aber schon in den 70er Jahren kamen erste Zweifel an einer von oben verordneten großflächigen Stadtentwicklung auf:

Es hat sich gezeigt, daß Kommunikationsbedürfnisse und Kommunikationsformen wie andere soziale Verhaltensweisen nicht nur und meistens nicht in erster Linie von baulichen Bedingungen abhängig sind. Die optimistische Vorstellung, man brauche eine Stadt nur richtig zu bauen oder umzubauen, dann würde schon von selbst die rechte Gesellschaft einschließlich der gewünschten Kommunikation entstehen, ist naiv, unrealistisch und ignoriert die Tatsache, daß soziale und politische Verhältnisse viel eher bestimmte Formen des Bauens erzwingen als daß umgekehrt Bauformen soziale Verhältnisse verändern. [Schwanke 1974, S.57].

Dies traf nicht nur auf die Satellitenstädte zu, in denen die gewünschte Mischung der Bevölkerung nicht oder nur teilweise erreicht wurde und aus denen oft genug soziale Problembezirke wurden. Auch in den Innenstädten, in denen man versuchte, mit

¹³ Vgl. hierzu etwa Schäche 1998, der ausführlich auf dieses Thema eingeht.

Hilfe von Fußgängerzonen und kommunalen Zentren öffentliche Räume zu schaffen, die Urbanität vermittelten, scheiterte man oftmals. Dies lag zum Einen an einem massiven Verdrängungswettbewerb im Einzelhandel, der zunehmend alteingesessene Geschäfte durch Filialisten ersetzte, die sich die höheren Ladenmieten in den wieder aufgewerteten Innenstadtbereichen leisten konnten, und zum anderen an der oft mangelnden Akzeptanz der neu geschaffenen "innerstädtischen Einkaufszonen [...] mit ihren Waschbetonkübeln" [Rauterberg 2001, S.352], die Urbanität auf eine sterile Weise inszenierten.¹⁴

Solche Kritik manifestierte sich in den 70er Jahren in einer Vielzahl von Initiativen, die nicht nur die Sanierung der Altbausubstanz in die Hand nahmen, sondern auch neue öffentliche Räume mit selbst verwalteten Strukturen schufen. Da viele dieser Projekte zunächst mit illegalen Besetzungen begannen, stieg ihre Akzeptanz bei Politikern und Verwaltung erst allmählich. Teilweise führte diese Bewegung aber zu einem Umdenken. Es wurde mehr Bürgerbeteiligung angestrebt, die Flächensanierung mit dem Abriss ganzer Stadtviertel geriet zunehmend in Verruf und die Mischung von Wohnraum und Gewerbe wurde auch in innerstädtischen Lagen wieder zum Thema gemacht.

Gleichzeitig investierten Kommunen zum Teil massive Summen in die Schaffung öffentlicher Infrastruktur von der Modernisierung des Nahverkehrs über Sportanlagen bis zu Freizeit- und Kultureinrichtungen in kommunaler Trägerschaft oder mit finanzieller Unterstützung der öffentlichen Hand. Dadurch gerieten sie unmerklich in eine wirtschaftliche Krisensituation. Städtische Politik war seit der Bevölkerungsexplosion des 19. Jahrhunderts Wachstumspolitik. In den 70er Jahren setzte mit der Deindustrialisierung in vielen urbanen Zentren eine Stagnation der Bevölkerungszahlen ein, die sich zunächst nur in einem allmählichen Aufhören des relativen Zuwachses bemerkbar machte. Dieser Prozess wurde weitgehend verdrängt oder der immer noch zunehmenden Suburbanisierung zugerechnet. Noch 1985 konnten sich deutsche Soziologen nicht einmal innerhalb ihrer eigenen Fachwelt mit der Prognose schrumpfender Städte Gehör verschaffen [vgl. Kil 2001]. Doch nicht nur die allmähliche Abwanderung gerade der soziologisch und ökonomisch wichtigen mittelständischen Bevölkerung ins Umland oder aus den städtischen Ballungsräumen heraus, sondern auch die allgemeine fiskalische

¹⁴ Ein Beispiel für einen solchen Raum ist etwa das Bildungs- und Verwaltungszentrum in Bochum, das kommunale Verwaltungseinrichtungen, Volkshochschule und zentrale Stadtbücherei miteinander verbindet, dessen Akzeptanz sich aber eher aus der Attraktivität bzw. Notwendigkeit der Einrichtungen ergibt und nicht aus dem künstlich erzeugten Forumscharakter.

Entwicklung bereitete den Städten Probleme. Zwischen 1980 und 2002 sank der Anteil der Städte und Gemeinden an den Steuereinnahmen von 14,1 % auf 11,9 %, dies ist für die Oberbürgermeisterin von Frankfurt am Main nur ein "Zeichen gravierender Systemveränderungen" [Roth 2003]. Gleichzeitig hatten sich viele Kommunen für ihre Bauvorhaben massiv verschuldet und auch noch nach der Ölkrise von 1974 völlig falsche Betriebskosten veranschlagt.

Daraus erwuchs in den 90er Jahren eine weitgehende finanzielle Handlungsunfähigkeit der Städte. Gerade im kulturellen Bereich, der nicht zu den kommunalen Pflichtaufgaben zählt, wurden Mittel massiv gekürzt, Bauvorhaben nicht weiter betrieben oder Einrichtungen ganz gestrichen. Damit standen auch immer öffentliche Räume zur Disposition, die verschwanden oder ihre Angebote einschränken mussten. Im Bereich der Stadtplanung entstanden privatwirtschaftlich finanzierte Modelle wie das mittlerweile fatale Cross-Border-Leasing öffentlicher Immobilien, Public-Private Partnerships oder das Sponsoring von Bauvorhaben durch Konzerne. Die größten Probleme für den öffentlichen Raum entstehen aber dort, wo Kommunen ganze Stadtviertel und Einkaufszentren der Planungshoheit privater Investoren überlassen. War das Schicksal der städtischen Räume noch bis in die 90er Jahre eine öffentlich diskutierte politische Frage, so

sind die europäischen Städte [heute O.E.] in einen Strudel der Ökonomisierung geraten, der inzwischen architektonische Urbanitätsinszenierungen von Stadtzentren produziert, in denen privatwirtschaftlich definiert wird, was an historischen Vergewisserungsmöglichkeiten bereit gehalten werden soll [Wilhelm 2002, S. 25].

Es entstehen für Investoren relevante und zugerichtete Gebiete, in denen ein künstlicher urbaner Raum erzeugt wird, der zwar barrierefrei zugänglich ist, aber die Öffentlichkeit, die dort agieren darf, durch ein Regime von Hausordnungen, Sicherheitsdiensten und Überwachungskameras einschränkt und kontrolliert. "Eine solche Planungspolitik hat nurmehr die kapitalstarken, zahlungsfähigen Bevölkerungsschichten im Auge, ob als Investoren oder Konsumenten" [Oswalt 2002, S.44]. Allerdings stellt Hanno Rauterberg zu Recht fest, dass auch in solchen Gebieten öffentliche Räume entstehen, die von weiten Teilen der Bevölkerung angenommen werden und dass die Krise der urbanen Räume vor allem die Krise des öffentlichen Lebens an sich spiegelt [Rauterberg 2001, S. 354].

Erst wenn die Städte begreifen, daß sie mit den Shoppingmalls konkurrieren müssen, ohne diese zu kopieren; daß sie sich nicht länger freiwillig in Zonen

zergliedern dürfen, sondern das bunte, das ungeordnete Leben aushalten sollten, dass sie die Fixierung aufs Zentrum aufgeben und statt dessen wieder vielfältige Nachbarschaften gestalten müssten – erst dann wird aus dem öffentlichen wieder ein offener Raum werden, der pulsiert und zum Handeln einlädt. [Rauterberg 2001, S.355]

Der Blick der Analytiker richtet sich gegenwärtig also auf die Zukunft. Während Politikerinnen wie Petra Roth noch an die Vorzüge großflächiger Stadtplanung glauben [Roth 2003], setzt sich bei Stadtplanern und Soziologen mehr und mehr die Ansicht durch, dass die Zukunft der Städte und ihrer öffentlichen Räume in den kleineren Einheiten vor Ort entschieden wird. Agenten dieser Entwicklung sind demnach nicht nur Großinvestoren und Konzerne, sondern innovatives Potential findet sich immer dort, wo Urbanität aus der Nutzung von Räumen heraus entsteht. Nach Peter Hall "suchen die Menschen in ihrer Eigenschaft als Verbraucher solche Orte [urbane Räume O.E.] auf, um ein spezifisches Stadterlebnis zu genießen, das sie anderswo nicht finden" [Hall 1994, S. 34]. Für ihn gehören zu diesem Stadterlebnis unterschiedliche Faktoren und Angebote wie Waren, Dienstleistungen und Informationen. Städtische Räume sind demnach für die Informationsgesellschaft entscheidende Standorte, da nur sie die nötige Konzentration an Informationsangeboten aufweisen [Hall 1994, S.22ff.].

Als gesellschaftliche Räume mit einem breiten Spektrum von Informationsressourcen und -dienstleistungen können Bibliotheken entscheidende Agenten einer urbanen Zukunft sein, die aus der Nutzung öffentlicher Räume deren gesellschaftliches Potential entwickelt. Wenn sie dies erreichen wollen, dürfen sie sich aber nicht auf betriebswirtschaftlich definierte 'Kernaufgaben' beschränken, sondern müssen sich ihrer von der Öffentlichkeit in der Benutzung definierten sozialen Kernfunktionen bewusster werden.

Unter dieser Perspektive möchte ich im Folgenden ausgewählte Berliner Bibliotheksbauten seit der Aufklärung beleuchten, um aus der historischen Entwicklung von Bibliotheken als Räumen urbaner Öffentlichkeit heraus Ansätze einer zukunftsorientierten Planung zu gewinnen.

III. Monarchische Repräsentation und Ausprägung bürgerlicher Öffentlichkeit

Die Bibliotheksgeschichte der Städte, die auf dem heutigen Gebiet Berlins lagen, ist bis ins 17. Jahrhundert schnell erzählt. Nach Flemming gab es nach Säkularisation der Klöster lediglich drei Gemeindebibliotheken in Spandau und Berlin, die nennenswerte Bestände aufwiesen. [Flemming 1988, S. 2ff.]. Dabei scheint die Bibliothek der Marienkirche eine Ausnahme zu bilden, da sie neben theologischen Werken auch Schulliteratur und medizinische Bücher besaß. Flemming vermutet, "daß seit Mitte des 17. Jahrhunderts auch zunehmend Ärzte und Lehrer zur Leserschaft dieser Kirchenbibliothek zählten" [Flemming 1988, S.8]. Die Einrichtung eines eigenen Raumes für diese Bibliothek 1626 kann also als der Beginn der Geschichte öffentlich zugänglicher Bibliotheken in Berlin angesehen werden. Hier wie in anderen Fällen stand die Bibliothek aber vornehmlich im Dienste der Ausbreitung der Lehren des Protestantismus in der Bevölkerung.

Aber nicht die Kirche oder die Bürger in den Städten Berlin und Cölln, sondern die dort residierenden Kurfürsten von Brandenburg leiteten die Entwicklung einer gelehrten Öffentlichkeit und damit auch des Bibliothekswesens in Berlin ein. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm betrachtete die Förderung der Wissenschaften weniger aus einem aufklärerischen Blickwinkel, als vielmehr nationalökonomisch als Teil eines groß angelegten Ausbaus des brandenburgischen Kernlandes. Dazu öffnete er seine Privatbibliothek in zu diesem Zweck umgebauten Räumen des Berliner Residenzschlosses der Benutzung durch ein breiteres Publikum. Wieland Schmidt bemerkt richtig, dass die Öffentlichkeit, an die sich die Bibliothek wandte, vor allem aus "Studierten aller Kategorien" bestanden haben wird [Schmidt 1978, S.9]. Die räumliche Nähe zur Schlossapotheke war in dieser Hinsicht wohl nicht zufällig. Die Öffnung der Büchersammlung für die gerade in Berlin zunächst noch zahlenmäßig geringe bürgerlich-gelehrte Öffentlichkeit war aber nicht der einzig ausschlaggebende Grund für den Umbau des Apothekenflügels zu einer barocken Saalbibliothek.¹⁵ Vor allem diente die Bibliothek auch der höfischen Repräsentation. In der Literatur wird betont, dass der Kurfürst bemüht war, neben dem Bestand an neueren wissenschaftlichen Werken vor allem auch Cimelien zu erwerben, die den ideellen Wert der Bibliothek erhöhten. Auch dort wo die Sammlung schon einen

¹⁵ Über das genaue Aussehen der Bibliothek gibt es verschiedene Angaben [vgl. Ruddigkeit 1986, S. 16f.].

wissenschaftlich-systematischen Charakter annahm, diene sie vor allem der "staatlichen Wohlfahrt und Verbesserung der *staatlichen* Infrastruktur – nicht der wissenschaftlichen – " [Jochum 1999, S. 105], sie war eine Einrichtung des sich konstituierenden absolutistischen Staatsgebildes Preußen.

Die Eingebundenheit der Bibliothek in den fürstlichen Staats- und Repräsentationsapparat drückte sich auch im Neubau eines Gebäudes für die Sammlungen aus, der 1687 begonnen wurde.¹⁶ Dieses Projekt verlängerte den Apothekenflügel des Schlosses in nördlicher Richtung und schloss den neu angelegten Lustgarten gegen die Spree – und damit auch gegen die Stadt Berlin – ab. Michael Matthias Smidts entwarf ein lang gestrecktes (137 x 14,40 m) Gebäude, das sich zum Lustgarten hin mit Arkaden öffnete und durch drei Pavillons gegliedert war. Der Lustgarten gehörte als Ort höfischer Zeremonien und Feste zum unmittelbaren Bereich des Schlosses und bildete den Abschluss der neu angelegten Straße Unter den Linden, die den Tiergarten mit dem Schloss verband. Er war durch einen Spreearm von der Berliner und durch das Schloss von der Cöllner Altstadt getrennt und suchte auch keinen städtebaulichen Bezug zu ihnen. Friedrich-Wilhelms Plan, Berlin zu einer großzügigen Residenzstadt auszubauen, bezog sich nicht auf die beiden Altstädte, sondern war ganz auf die Anlage eines neuen urbanen Rasters ausgerichtet. Die Öffentlichkeit, an die sich die projektierte Erweiterung des Schlosses wandte, bestand wenn überhaupt aus den Bewohnern der neu gegründeten Städte Friedrichswerder und Dorotheenstadt, die sich dem absolutistischen Fürsten mehr verpflichtet fühlten, als den Kommunen Berlin und Cölln, von denen sie politisch unabhängig waren. Der größte Teil von ihnen kam zudem nicht einmal aus dem brandenburgischen Kernland, sondern war aus andern Landesteilen und dem Ausland angeworben.¹⁷ Das Projekt einer Bibliothek als Anbau des Schlosses wurde jedoch nie vollendet und erst der Urenkel des Großen Kurfürsten errichtete einen ersten Bibliotheksbau in Berlin.

III.1. Die Königliche Bibliothek im Forum Fridericianum

Die Nachfolger des Großen Kurfürsten erhoben sich nicht nur in den Rang von Königen, sondern setzten den Ausbau Preußens zu einer europäischen Großmacht fort. Mit der Gründung einer Akademie für mechanische Wissenschaften und Künste

¹⁶ Tatsächlich sollten in das Gebäude nicht nur die Bibliothek, sondern, in der Tradition der Raritätenkammer, auch andere Sammlungen einziehen [Ruddigkeit 1986, S.18].

¹⁷ Brandenburg-Preußen gehörte, wie Flemming betont, bis ins 18. Jahrhundert "zur wissenschaftlichen Provinz" [Flemming 1988, S. 17].

Monarchische Repräsentation und Ausprägung bürgerlicher Öffentlichkeit (1696) und einer weiteren für Wissenschaften (1701) warb man in der inzwischen nach Westen erweiterten Stadt Gelehrte aus ganz Europa an. Die Akademien wurden im königlichen Marstall am Beginn der Straße Unter den Linden eingerichtet. Diese Straße wurde bis nach Charlottenburg verlängert und zur Basis des dreieckigen Rasters der 1732 neu gegründeten südlichen Friedrichsstadt, die bis hinunter zum Rondell am Halleschen Tor, dem heutigen Mehringplatz, reichte. Damit war sie zur wichtigsten Bezugsachse des barocken Stadtplans von Berlin geworden. Ursprünglich als Chaussee für Zwecke des Hofes angelegt, erfüllte die Straße nun zunehmend mehr Funktionen; sie diente als Verbindung nach Charlottenburg und Potsdam, zur Erschließung der Friedrichsstadt, als repräsentatives Bauland in der Nähe des Schlosses und nicht zuletzt als Promenade auf der sich die höfisch-aristokratische und die neue bürgerliche Gesellschaft begegneten und damit als öffentlicher Raum.

1715 wurden die Fortifikationen der Doppelstadt Berlin/Cölln niedergelegt und man fasste die mittelalterlichen Städte mit den Neustädten zu einer politischen Einheit zusammen. Berlin und Cölln waren also nicht mehr abgehängt, die wesentliche Entwicklung orientierte sich aber weiterhin nach Westen. Durch den Abriss der Bastionen entstand zwischen dem Beginn der Straße Unter den Linden und dem Festungsgraben eine unbebaute Freifläche, die das Schlossareal mit dem Lustgarten und dem neu errichteten Zeughaus von den im Aufbau befindlichen Vierteln trennte und die gleichzeitig im Zentrum der neu gegliederten Stadt lag.

Während Friedrich Wilhelm I. weniger am repräsentativen Ausbau der Residenz, sondern eher an der Förderung des Landesausbaus und der Wissenschaften interessiert war¹⁸, wandte sich sein Sohn Friedrich II. wieder dieser Aufgabe zu. Georg Wenzeslaus Knobelsdorff entwarf für das oben skizzierte Areal eine städtebauliche Lösung in Form eines durchgestalteten weiträumigen Platzes. Von ihm stammen auch die Pläne für die königliche Hofoper, das erste Gebäude des Ensembles, das errichtet wurde. Es folgten ein Palais für Friedrichs Bruder, den Prinzen Heinrich, und die Hedwigskirche. Abgeschlossen wurde der Platz durch ein Gebäude für die Königliche Bibliothek (Abb. 1). Kauffmann bezeichnet das so entstandene Forum Fridericianum als eine "städtebauliche Manifestation des aufgeklärten Geistes" [Kauffmann 1976, S.29]. Während nördlich der jetzt verlängerten Straße Unter den Linden das Palais eines königlichen Prinzen und

¹⁸ Unter anderem machte er die ersten wissenschaftlichen Bestände, die er aus der königlichen Bibliothek ausgliederte, für die Allgemeinheit zugänglich und innerhalb Berlins ausleihbar [vgl. Flemming 1988, S.19f.].

Feldherrn den Machtanspruch der Monarchie repräsentiert, dominieren südlich davon Kunst, Glaubensfreiheit und Wissenschaft (Abb. 2). Der Gedanke eines Forums lehnt sich an die römischen Vorbilder an. Ursprünglich vor allem Orte des Handels und Gewerbes entwickelten sich die Foren analog zum Forum Romanum zu den zentralen Plätzen städtischer Öffentlichkeit im römischen Reich. Friedrich setzte sich in die Tradition römischer Kaiser, die Foren erbauen ließen, um dem öffentlichen Leben einen Bezug zur imperialen Gewalt zu geben. Entsprechend seinem Programm des so genannten aufgeklärten Absolutismus lässt er keinen Zweifel an der eigenen unbedingten Herrschaft, die aber den Untertanen die Freiheit der Religion, der Künste und der Wissenschaft sichert und diese zum Wohl des Staates fördert. Dieses gebaute Regierungsprogramm bildete förmlich einen Raum zwischen höfischer Gesellschaft und städtischer Öffentlichkeit. Die Gebäude befanden sich nicht im engeren Einzugsgebiet des Schlosses, etwa am Lustgarten, sondern setzen einen neuen Akzent am östlichen Beginn der Straße Unter den Linden, ohne diese aber abzuschließen. Sie wandten sich damit den Stadterweiterungen zu und dienen den Bürgern der Stadt genauso wie den Angehörigen des Hofes, die nichts desto trotz weiterhin durch die Ständeordnung begründete Vorteile genossen. Wie schon die Straße selbst ein öffentlicher Raum des Austausches zwischen diesen beiden Welten geworden war, so verkörperte das Forum den monarchischen Willen, diese neue Öffentlichkeit in die Nähe des Schlosses zu holen. Der Stich von 1783 (Abb.1) unterstreicht sehr schön die verschiedenen Nutzungen des Platzes als Verkehrsfläche, Promenade, Ort der Begegnung etc. und kann insofern als Dokument für das Funktionieren der Anlage gesehen werden. Dabei richteten sich die verschiedenen Gebäude des südlichen Forums funktional an unterschiedliche Adressaten. Die königliche Hofoper war am ehesten der Raum einer Mischung von höfischer und bürgerlicher Repräsentation. Die Hedwigskirche war als erste katholische Kirche Berlins seit der Reformation zwar ein wichtiges Monument preußischer Toleranz, aber in ihrer sakralen Funktion nur für katholische Gläubige interessant.

Wem aber stand die Bibliothek offen und wer benutzte sie? Der Auszug aus dem Apothekenflügel des Schlosses wird in der Literatur vor allem mit Kapazitätsproblemen begründet. Beim Regierungsantritt Friedrichs des Großen 1740 umfasste die Bibliothek 70.000, bei seinem Tod 1786 150.000 Bände [Schochow 1986, S. 56]. Der König sorgte für einen systematischen Ausbau und übernahm 1770

Monarchische Repräsentation und Ausprägung bürgerlicher Öffentlichkeit selbst die Oberaufsicht. Gleichzeitig ließ Friedrich auch Bücher für seine private Bibliothek ankaufen, die er zwar aus demselben Etat finanzierte, die ihm aber in seinen eigenen Räumen zur Verfügung stand [Schmidt 1978, S. 18f.]. Die Königliche Bibliothek war also keineswegs mehr die königliche Bibliothek im Sinne der eigentlich privaten, aus Staatsraison und zu Repräsentationszwecken aber weiteren Kreisen zugänglichen Büchersammlung eines absolutistischen Fürsten, sondern sie war vom engeren Hof unabhängig und zu einer öffentlichen Institution geworden. Die direkte Aufsicht des Herrschers war wohl eher einer persönlichen Leidenschaft als der Realität damaliger Staatsverwaltung geschuldet. Schmidt betont auch, dass der repräsentative Charakter der Bibliothek für Friedrich keine so große Rolle mehr spielte, sondern er sie als Universal- und Referenzbibliothek in den "planmäßigen Ausbau der kulturellen Institute einbezog[...]" [Schmidt 1978, S. 19]. Nachdem sie ihre barocke Funktion als Kuriositätenkabinett damit zu Gunsten einer systematischen Sammlung nach aufklärerischen Prinzipien eingebüßt hatte, sprach nichts mehr für eine Aufstellung im Schloss oder einen Standort am Lustgarten. Folgerichtig war eine städtebauliche Tendenz in Richtung der Akademie Unter den Linden, die zudem der schon vom Großen Kurfürsten begonnen Hinwendung der staatlichen Bautätigkeit nach Westen entsprach. Die Errichtung eines Bibliotheksbaus am Forum Fridericianum war also nicht nur der Raumnot geschuldet, sondern vor allem ein Anzeichen für die Loslösung der Bibliothek aus dem privaten Bereich des Hofes und ihre Verlagerung in den öffentlichen Raum der Residenzstadt. Der potentielle Benutzerkreis war inzwischen durch die oben beschriebenen Vorgänge, aber auch durch das in Preußen insgesamt gestiegene Bildungsniveau erheblich breiter geworden. Die Bibliothek wurde aber nicht einfach in einen bereits existierenden Raum urbaner Öffentlichkeit hineingestellt, sondern sie ist ein wesentliches Mittel zu dessen durch den Herrscher geplanten Konstitution. Baulich blieb die Bibliothek zunächst auf das Obergeschoss beschränkt, da das Erdgeschoss anderweitig genutzt wurde. Es handelte sich nicht mehr im strengen Sinne um eine barocke Saalbibliothek, sondern sie war von einem Mittelsaal ausgehend symmetrisch in insgesamt 5 Räume gegliedert. Dies war allerdings eher der Konstruktion des Gebäudes als seiner vorgesehenen Nutzung zu verdanken.¹⁹ Es gab aber schon eine Trennung in verschiedene funktionale Zonen. So wurde ein

¹⁹ "Funktionale Aspekte hatten bei der Planung des Gebäudes kaum eine Rolle gespielt" [Ruddigkeit 1986, S. 21].

zusätzlicher Trakt für Verwaltung und Direktion in einem Nachbargebäude untergebracht.

Während sich dieses Gebäude funktional also noch weitgehend seiner äußeren Form unterwirft, entstehen in Frankreich Entwürfe für ein radikal aufklärerisches Bibliotheksprojekt. Der Architekt Etienne-Louis Boullée, dessen Entwurf eines Kenotaphs für Isaac Newton als eigener Bautypus seiner Typenlehre bis heute Beachtung gesichert hat, stellt als Bautypus 10 die öffentliche Bibliothek heraus (Abb. 3). Adolf Max Vogt verweist nachvollziehbar auf den tonnengewölbten Raum im Hintergrund des Fresko *Die Schule von Athen* von Raffael und auf das Pantheon in Rom als Form gebende Vorbilder [Vogt 2001, S.220]. Der gemalte wie der gebaute Raum beeindrucken durch ihre monumentale Architektur, und stehen geistesgeschichtlich für bestimmte Ideale. Während in der Schule von Athen die griechische Philosophie und der gelehrte Disput dargestellt werden, manifestiert sich für die Menschen der Aufklärung im Pantheon die religiöse Toleranz des römischen Reiches.²⁰ Das kassettierte Tonnengewölbe erinnert aber auch an den Bautypus der Kaiserbasiliken, die ähnlich wie die Foren imperial geprägte Zentren der römischen Öffentlichkeit waren. Die Verbindung von wissenschaftlicher Vernunft und Toleranz mit der Idee einer bürgerlichen Öffentlichkeit antiken Vorbilds im Raumprogramm Boullées macht seine nie realisierte Bibliothek zu einem paradigmatischen Entwurf der französischen Revolutionsarchitektur. Die Bibliothek dient nicht mehr der Repräsentation eines Fürsten, sondern der einer aufgeklärten Öffentlichkeit, die hier die wissenschaftliche Grundlage ihrer Überzeugungen und den Raum für ihre Dispute findet. Weder auf der ebenen Erde, noch auf den drei gestaffelten Galerien, um die jeweils Bücherregale laufen, verfügt der Saal über Arbeitstische. Nicht die Bücher oder das stille Studium sind die Dominanten in diesem Raum, sondern die arenaartige Freifläche in seinem Zentrum, die der Begegnung und Diskussion dient. Dies ist ganz im Sinne der Aufklärung, die den öffentlichen Vernunftgebrauch für wichtiger hält, als das private Studium von Literatur. Die sich aus dem aufgeklärten Diskurs formende Nation, der universale Anspruch der Büchersammlung und die "paladinische Idee" [Vogt 2001, S. 217] der Spiegelung des Kosmos in der Architektur, die Boullée verfolgt, fallen in dieser heterotopischen Vision zusammen. Der sakrale Charakter der riesigen Halle rückt sie in ihrer gesellschaftlichen

²⁰ Dies ist auch der Grund, warum sich das Vorbild des Pantheon in der Hedwigskirche am Forum Fridericianum findet.

Monarchische Repräsentation und Ausprägung bürgerlicher Öffentlichkeit
Bedeutung in die Nachfolge der großen Kathedralen. Folgerichtig ist diese Bauaufgabe für den Architekten auch die größte Herausforderung:

Wenn überhaupt ein Projekt existiert, das einem Architekten gefallen und gleichzeitig seiner Begabung die größten Anregungen geben müsste, dann ist es das einer öffentlichen Bibliothek [Boullée zit. n. Vogt 2001, S. 218].

In Berlin wird zwar versucht, eine Universalbibliothek aufzubauen, die sich an eine aufgeklärte Öffentlichkeit richtet und diese prägt, das Gebäude ist jedoch noch einem absolutistischen Repräsentationsanspruch unterworfen. Sein Äußeres ist für die Bauzeit (1775-1780) anachronistisch, die Fassade stellt keinen Bezug zu den anderen Bauten des Platzes her und ist für die preußische Barockarchitektur untypisch. Das liegt an der sonderbaren Provenienz des Entwurfs: Er war ursprünglich als Erweiterungsbau der Wiener Hofburg mit ihrer Bibliothek vorgesehen, ist aber seinerzeit zunächst nicht verwirklicht worden. Obwohl Friedrich in seinen Kriegen die Habsburger besiegt hatte, war sein Blick immer noch auf die imperiale Prachtentfaltung der Wiener Barockarchitektur gerichtet. Dass er den Entwurf von Johann Bernhard Fischer von Erlach den Plänen für seinen Bibliotheksbau zu Grunde legen ließ, legt die Vermutung nahe, dass Friedrich auch nach Außen die Ebenbürtigkeit der Königlichen Bibliothek mit der Wiener Hofbibliothek demonstrieren wollte. Die dahinter liegende Motivation, sich mit dem Kaiserhaus auf eine Stufe zu stellen, ist tief im Verhaltenrepertoire der höfischen Gesellschaft verhaftet gewesen. Hier zeigt sich, dass der ganze Bau samt seiner stadträumlichen Einbindung zwar einer aufklärerischen Idee folgt und eine bürgerliche Öffentlichkeit nicht nur zulässt, sondern geradezu forciert, sich dies aber innerhalb einer aufstrebenden Residenzstadt abspielt. Daher muss er in seinem Erscheinungsbild den Gesetzen einer dynastischen Repräsentationskultur folgen. Das Bibliotheksgebäude wird dadurch nicht nur in seiner Funktionalität und Ästhetik eingeschränkt, sondern verkörpert eine zu Ende gehende Epoche, so dass es schon bei seiner Einweihung merkwürdig anachronistisch gewirkt haben muss. Dieses Schicksal teilt das erste Gebäude der Königlichen Bibliothek mit seinem Nachfolger, mit dem ich mich im nächsten Abschnitt beschäftigen möchte.

III.2. Die Königliche Bibliothek Unter den Linden

Im 19. Jahrhundert war Berlin massiven Veränderungen unterworfen. Der rasche Anstieg der Bevölkerung, die Industrialisierung, die neue Rolle als Hauptstadt des 1871 gegründeten Deutschen Reiches und das trotz Rückschlägen in der Revolution von 1848 wachsende Selbstbewusstsein des Bürgertums blieben nicht ohne Folgen für den öffentlichen Raum. Es entstanden neue Typen öffentlicher und privater Gebäude, die zusammen mit den Verkehrsbauten das Stadtbild nachhaltig prägten. Die wichtigsten kulturellen Institutionen der Stadt konzentrierten sich noch immer im Nahbereich des Schlosses. Die Museumsinsel entstand auf der Nordseite des Lustgartens, am Gendarmenmarkt wurde das Königliche Schauspielhaus, am Werderschen Markt die Bauakademie gebaut und in das Palais des Prinzen Heinrich zog 1810 die neu gegründete Friedrich-Wilhelms-Universität. Rund um das Forum Fridericianum entstand ein Viertel, in dem sich öffentliche Bauten für Kunst und Wissenschaft konzentrierten. Im 19. Jahrhundert wurde mehrfach ein Neubau der Königlichen Bibliothek in diesem Teil Berlins diskutiert. Obwohl sich bedeutende Architekten wie Friedrich Schinkel und Martin Gropius mit Entwürfen an dieser Diskussion beteiligten, kam es nie zu konkreten Planungen.

Gleichzeitig wuchs die Bibliothek aber immer weiter. Dieses Wachstum und die Professionalisierung des Bibliothekswesens erforderten mehrere Umbauten des in der Umgangssprache 'Kommode' genannten Hauses auf dem Forum Fridericianum. Hinzu kam, dass nicht nur Preußen die Vorherrschaft im Deutschen Reich beanspruchte, sondern die Königliche Bibliothek bestrebt war, die Aufgabe einer Nationalbibliothek innerhalb des föderativen Staatsgebildes zu übernehmen. Offiziell konnte sie das aufgrund der gegen den preußischen Zentralismus verteidigten Kulturhoheit der einzelnen Länder nicht werden, faktisch war der im preußischen Kultusministerium unter anderem für die Bibliotheken zuständige Friedrich Althoff aber bemüht,

die preußischen kulturellen Landesinstitutionen so stark auszubauen, dass sie stellvertretend Reichsinstitutionen gleichkamen. Von der Durchsetzung dieses Zieles waren Althoffs Verwaltungsmaßnahmen unverändert bestimmt [Schmidt 1978, S.58].

Für diesen Zweck war es notwendig, der Bibliothek ein entsprechendes Gebäude zu bauen. So war der seit 1890 betriebene Neubau der Königlichen Bibliothek also nicht nur durch Kapazitätsprobleme und das Bedürfnis nach modernen Räumlichkeiten

Monarchische Repräsentation und Ausprägung bürgerlicher Öffentlichkeit motiviert, sondern stand auch im Dienste preußischer Interessenspolitik. Dies gab unter anderem auch den Ausschlag für das gewählte Baugelände an der Straße Unter den Linden. Schmidt bezeichnet diesen Standort als richtige Entscheidung, da sich hier in der unmittelbaren Umgebung die Öffentlichkeit fand, die die Bibliothek im Wesentlichen nutzte [Schmidt 1978, S.64]. Die städtebauliche Verortung hatte aber direkten Einfluss auf das geplante Gebäude selbst:

Die Lage der Bibliothek an der Hauptstraße Berlins diktierte wohl von Anfang an die äußere Gestalt der Bibliothek, d.h. an einem modernen, zweckmäßigen Bau war nicht zu denken. So ist denn auch die äußere Gestaltung der Bibliothek durch Wünsche von Kaiser Wilhelm II. geprägt worden [Kolasa 2001, S. 11f.].

Die begann mit der Wahl des Hofarchitekten Ernst von Ihne als Verantwortlichen für den Neubau. Es war wohl in dieser Lage nicht möglich, ein Gebäude ohne direkten Einfluss des Kaisers und Königs zu errichten. Der preußische Staat musste dem Haus Hohenzollern einen großen Teil des Geländes erst abkaufen, um sich dann von dessen Leiter die Bedingungen des Baus diktieren zu lassen. Ihne hatte zuvor schon hinter dem Schloss den neuen Marstall errichtet, der heute die Zentral- und Landesbibliothek beherbergt. Er entwarf einen historistischen Monumentalbau, der trotz seiner solitären Gestalt in doppelter Hinsicht zurücktrat. Zum einen war die Fassade an die der anderen Bauten auf der nördlichen Straßenseite angeglichen, zum anderen musste die Kuppel des Lesesaals, wie alle anderen Kuppeln auf Berlins öffentlichen Bauten, niedriger sein, als die Kuppel des Schlosses. Der öffentliche Raum musste sich auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch dem imperialen Machtanspruch beugen.²¹

Aber nicht nur in seiner äußeren Gestalt, sondern auch im Inneren spielten repräsentative Erwägungen eine entscheidende Rolle. Ihne entwickelte eine monumentale Raumfolge, die der Benutzer der Bibliothek auf seinem Weg zum Buch durchschreiten musste. Nach Lindenhalle, Ehrenhof und Treppenhalle erreichte er schließlich über eine Treppe und eine Vorhalle den Kuppellesesaal mit einem Durchmesser von 43 Metern. Dieser wird gewöhnlich als Mittelpunkt der Bibliothek bezeichnet. Eigentlich lag er aber in der nördlichen Hälfte des 107m langen Gebäudes. Dies unterscheidet den Lesesaal auch von dem der häufig als Vorbild genannten Library of Congress in Washington D.C., der genau in der Mitte der Bibliothek liegt. Aber das in der US-amerikanischen Variante des Neopalladianismus errichtete Gebäude unterscheidet sich auch städtebaulich von der Königlichen

Bibliothek, seine Kuppel erhebt sich nämlich als "Symbol demokratischen Bildungsstolzes" [Sander 2000, S.10] in der Skyline der Stadt. Sanders Formulierung bringt auf den Punkt, was die Bibliotheken in ihrem gebauten Selbstbewusstsein unterschied. In Washington D.C. baute sich eine aufstrebende Demokratie, die Bibliotheken als wichtige Grundlage eines aufgeklärten Geistes betrachtete und bis heute betrachtet, auf der Grundlage ihrer Parlamentsbibliothek eine Nationalbibliothek. In Berlin entstand auf kaiserliche Anordnung hin ein "symbolbefrachtete[s] dynastische[s] Monument" [Sander 2000, S.1], das als Landesbibliothek den preußischen Anspruch auf die Vormacht im Deutschen Reich verkörperte.

Jedoch wäre es falsch, das Gebäude nur auf seine überladene und wenig funktionale Außengestaltung zu reduzieren. Neben Ernst von Ihne spielte der Ingenieur Anton Adams eine große Rolle bei der Errichtung der Bibliothek. Das Bestreben, nicht nur die monumentalste, sondern auch die modernste Bibliothek ihrer Zeit zu errichten [vgl. Kolasa 2001, S.19], konnte nur mit dem Einsatz neuester Technik in die Realität umgesetzt werden. Dies traf nicht nur für die schwierige Bauaufgabe der Lesesaalkuppel, sondern auch für die Funktionsbereiche der Bibliothek zu. Ausgestattet mit einem selbsttragenden Lipmann-Regalsystem, zentralen Heizungs- und Entstaubungs-, sowie Rohrpost- und Buchtransportanlagen (letztere wurden z.t. erst Ende der 20er Jahre funktionsfähig) wurde die Bibliothek in dieser Hinsicht ihrem Anspruch gerecht. Zudem war sie vergleichsweise benutzerfreundlich, da sie z.B., im Gegensatz zu den 'Konkurrenten' in London, Paris oder Washington D.C., nicht reine Präsenz-, sondern auch Ausleihbibliothek war.

Die bürgerlich dominierte Öffentlichkeit der Hauptstadt, die nicht nur politisch, sondern auch wissenschaftlich und wirtschaftlich ins Zentrum des neuen Reiches gerückt war, fand in diesem Gebäude also eine funktional moderne, aber in der Gestaltung konservative Bibliothek vor. Räumlich distanzierte sie sich vom öffentlichen Raum der Straße, indem sie sich weit ins Innere zurückzog und den Benutzer in die Leere einer monumentalen Mittelachse laufen ließ. Auch der Lesesaal selbst war mit seinem zunächst relativ kleinen Bestand quasi entleert. Die dem Anwachsen der Informationsmengen geschuldete Entfernung der Leser vom Buch in der Magazinbibliothek wurde hier noch künstlich vergrößert. Das imperial-dynastische Programm des Gebäudes manifestierte die obrigkeitliche Beziehung der

²¹ Die Einflussnahme Wilhelms II. auf den Städtebau seiner Residenzen ging weit über seine ohnehin schon großen Befugnisse als König und Kaiser hinaus.

Monarchische Repräsentation und Ausprägung bürgerlicher Öffentlichkeit Untertanen in Preußen und dem Reich zu ihrem König bzw. Kaiser, die vom Bürgertum größtenteils mitgetragen wurde. Diese Beziehung war individuell, der Einzelne war in der Konfrontation mit den riesigen Dimensionen des Raumes allein. Genauso ordnete sich die Bibliothek städtebaulich seiner Umgebung und dem Residenzschloss unter. Das problematische Verhältnis von Inhalt und Form, das sich in diesem öffentlichen Raum (aber auch in der Person des Kaisers selbst) spiegelte, war eine für die damalige Gesellschaft typische Erscheinung, die mit zu ihrem Zusammenbruch im Ersten Weltkrieg und der anschließenden Revolution beitrug.²² Die Bibliothek sollte wie der ganze Staat technisch und wissenschaftlich modern (im Sinne einer nationalökonomisch relevanten Informationsversorgung) sein, die dort gewonnen Erkenntnisse sollten aber letztendlich die imperiale Macht des Deutschen Reiches vergrößern und nicht etwa der Aufklärung der Bevölkerung dienen. Daher war die Ikonographie des Hauses auch ganz auf die Dynastie und den Vergleich mit ähnlichen Institutionen auf der ganzen Welt gerichtet.

Gerade die enge Nachbarschaft mit den anderen im Haus befindlichen wissenschaftlichen Einrichtungen wäre aber auch eine Gelegenheit gewesen, überinstitutionelle Kommunikation zu betreiben und der Öffentlichkeit dies ebenfalls zu ermöglichen.²³ Die Idee, nicht nur die Königliche Bibliothek im Neubau unterzubringen, mag zwar damals der Notwendigkeit geschuldet gewesen sein, ist aber aus heutiger Sicht eine interessante Entwicklung, da die räumliche Vernetzung verschiedener öffentlicher Einrichtungen in einer gemeinsamen Infrastruktur zur gegenseitigen Ergänzung von Funktionen führen kann, wie ich später zeigen werde. Zur selben Zeit, als die Planungen für die neue Königliche Bibliothek begannen, wurde in Berlin der Bau eines Bibliotheksgebäudes betrieben, das ganz anders ausgesehen und für den Bibliotheksbau in Deutschland vielleicht eine Wende bedeutet hätte. Die Berliner Stadtbibliothek war zu dieser Zeit unter beengten Bedingungen untergebracht, zudem in einem Gebäude, das nicht als Bibliothek errichtet worden war. 1908 begann die Stadt Berlin einen Baufonds anzusammeln, um eine zentrale Stadtbibliothek für Berlin zu errichten. Der Stadtbaurat Ludwig Hoffmann plante seit 1912 eine "architektonische Gesamtkonzeption" [Wahlich 2001, S. 35] für ein zentral an der Fischerinsel gelegenes Grundstück, den so genannten Inselpeicher. In einer Gartenanlage sollte eine öffentliche Mischnutzung entstehen,

²² Dass Revolutionäre wie Lenin oder Rosa Luxemburg die Bibliothek für ihre Forschungen benutzten, wie gerne erwähnt wird, unterstreicht diese These noch.

²³ Die historischen, institutionellen und personellen Verflechtungen zwischen den Institutionen waren allerdings sowieso schon sehr eng.

Bibliotheken als Räume urbaner Öffentlichkeit – Berliner Beispiele

die von einem Neubau der Stadtbibliothek dominiert worden wäre. Aber auch die Bibliothek selbst hätte mit der Kombination verschiedener Nutzungen völlig neue Akzente für den öffentlichen Raum gesetzt:

Im Gebäude der Stadtbibliothek sollten zur Spree zugewandt eine Dampfieranlegestelle mit Überdachung und ein Restaurationsbetrieb untergebracht werden [Wahlich 2001, S.35].

Schon dieses Detail der Konzeption mutet sehr modern und für diese Zeit auch mutig an. Dass die Bibliothek nicht verwirklicht wurde, lag am Ausbruch des I. Weltkrieges wenige Monate nach der pompösen Eröffnung der Königlichen Bibliothek durch den Kaiser selbst. Ein wirklich innovativer Bibliotheksbau entstand erst 40 Jahre später unter gänzlich anderen Vorzeichen.

IV. Bibliotheksbau und Demokratisierung

Der erste Versuch, in Deutschland eine demokratische Öffentlichkeit zu etablieren, war bereits Anfang der 30er Jahre gescheitert. Mit der Bücherverbrennung demonstrierten die Nationalsozialisten ihren Wunsch nach Zerstörung der aufklärerischen Strukturen innerhalb der Gesellschaft und der Gleichschaltung ihrer Institutionen.²⁴ Auf den Zweiten Weltkrieg, der in Berlin vorbereitet und von hier aus begonnen wurde, folgten die Befreiung vom Nationalsozialismus und die Frage nach der Zukunft der deutschen Gesellschaft. Die ehemalige Hauptstadt wurde dabei zum Brennpunkt der Konfrontation von bürgerlicher Demokratie und stalinistisch geprägtem Sozialismus. Während in den ersten Monaten nach dem Krieg noch gemeinsam mit dem Wiederaufbau der Stadt und auch der beschädigten Bibliotheken begonnen wurde, machten sich bald die unüberbrückbaren Gegensätze zwischen den beiden Gesellschaftsmodellen bemerkbar. Auch im öffentlichen Raum kam es zu immer mehr Beschränkungen zwischen den beiden Teilen der Stadt. Die bibliothekarische Infrastruktur war dabei aus westlicher Sicht besonders betroffen, da die wesentlichen Institutionen, die Preußische Staatsbibliothek, Nachfolgeeinrichtung der Königlichen Bibliothek und die seit 1922 im ehemaligen Marstall hinter dem Stadtschloss untergebrachte Berliner Stadtbibliothek, in der sowjetischen Besatzungszone Berlins lagen.

Der Wille der Westalliierten, in ihren Besatzungszonen - sowohl in Berlin als auch in Westdeutschland - eine demokratische Gesellschaft aufzubauen, setzte eine wissenschaftliche und kulturelle Infrastruktur voraus, die diese Entwicklung förderte. Aber auch in Deutschland selbst gab es Menschen, die dieses Ziel vor Augen hatten. Im folgenden Kapitel möchte ich zwei herausragende Bibliotheksbauten vorstellen, die als Beiträge zur Demokratisierung der Gesellschaft im Kontext der Situation im Westteil Berlins gesehen werden können.

IV.1. Die Amerika-Gedenkbibliothek

Obwohl schon 1850 durch Friedrich von Raumer Volksbüchereien gegründet wurden, die dem Ausschluss der unteren Gesellschaftsschichten von der Bildung entgegen wirken sollten, führten auch in Berlin die Öffentlichen Bibliotheken lange ein Schattendasein. Die 1907 eröffnete Berliner Stadtbibliothek erhielt, wie oben

²⁴ Eine kritische und umfassende Aufarbeitung der Rolle, die Bibliotheken und Bibliothekare dabei z.T. in vorausseilendem Gehorsam gespielt haben, fehlt bisher.

erwähnt, nie ein eigens für sie errichtetes Gebäude. Dass ein erster zentraler Bibliotheksbau entstehen konnte, war einer Spende der USA zu verdanken, die zweckgebunden für kulturelle Aufgaben verwendet werden sollte. Anlass dieser Spende war die Blockade Westberlins durch die Sowjetunion, die den ersten Höhepunkt des Kalten Krieges darstellte. Das Durchhaltevermögen der Berliner während der Luftbrücke sollte honoriert werden. Gleichzeitig war die erwähnte Bindung der Mittel als Beitrag zur Demokratisierung des gesellschaftlichen Bewusstseins gedacht. Die Idee, eine Public Library nach US-amerikanischem Vorbild zu bauen, war dabei nur eine unter vielen [vgl. Moser 1979, S.39f.].

Letztendlich setzte sich dieser Plan aber durch und konnte verwirklicht werden. Nach einem Architektenwettbewerb, der kein endgültiges Ergebnis brachte, sondern nur mit Ankäufen endete, wurde schließlich ein Team von Architekten mit der Planung beauftragt. Die Entscheidung für das gewählte Grundstück war politisch motiviert [Mirbt 1979, S.15]. Südlich des Mehringplatzes gelegen, auf dem sich sämtliche in Nord-Süd-Richtung verlaufende Sichtachsen der Friedrichsstadt trafen, war die neue Bibliothek auch aus dem Ostteil Berlins heraus sichtbar. Dies war auch der Grund für die Festlegung der Höhe des Gebäudes auf sieben Etagen; die am Landwehrkanal verlaufende Hochbahn hätte ansonsten den Blick auf die Bibliothek behindert. Zudem hatte man im Falle einer Wiedervereinigung eine Einrichtung, die aus allen Teilen der Stadt leicht zu erreichen war.

Aber die Bibliothek war nicht nur ein politisches Signal innerhalb der Stadt, sondern sie entfaltete eine Wirkung weit darüber hinaus. Mirbt sieht in ihr einen Neuanfang für das deutsche Bibliothekswesen:

Die Geschichte der 'Öffentlichen Bibliothek' im eigentlichen Sinne des Wortes beginnt in Deutschland mit der 'Amerika-Gedenkbibliothek/Berliner Zentralbibliothek', die am 17. September 1954 eröffnet wurde. [...] Wenngleich die alte deutsche Volksbücherei – im Sinne einer Einrichtung für die materiell und geistig benachteiligten Schichten – in der Bibliotheksrealität noch einige Zeit existierte, wurde seit der Gedenkbibliothek ein neuer Maßstab gesetzt [Mirbt 1979, S.15].

Dabei spielten nicht nur Fragen des Bestandsaufbaus oder der Benutzung, sondern insbesondere auch bauliche Voraussetzungen eine Rolle. Es ging darum, einen öffentlichen und auch offenen Raum herzustellen, der eine Vielzahl an Nutzungen zulässt und Menschen zusammen führt. Gleichzeitig wollte man sich endgültig vom Volksbildungsgedanken verabschieden, der sich als völkische Bildung spätestens im

Nationalsozialismus endgültig diskreditiert hatte [vgl. Jochum 1999, S. 165]. Dazu war es vor allem nötig, den Benutzern der Bibliothek möglichst freien Zugang zu den Beständen zu verschaffen. Eine Freihandaufstellung im größeren Ausmaß war in deutschen Öffentlichen Bibliotheken bis dahin nur aus den Hamburger Öffentlichen Bücherhallen bekannt [vgl. Moser 1979, S.49]. Die Voraussetzungen, die aus den genannten Kriterien entwickelt wurden, hießen möglichst weitgehende Freihandaufstellung bei größtmöglicher Flexibilität. Eine solche Flexibilität setzt eine Bauweise voraus, die mit möglichst wenig tragenden Wänden bzw. Pfeilern auskommt. Dazu bediente man sich der Rasterbauweise, die bis dahin vor allem aus Bürogebäuden und Warenhäusern bekannt war. Moser nennt als Vorbild für diese Konstruktion die Zentralbibliothek in Cincinnati/Ohio [Moser 1979, S.49].

Der relativ große Leseraum im Erdgeschoss kommt mit wenigen Wänden und Stützen aus. Nach dem funktionalen Eingangsbereich mit der Garderobe betritt man durch die Eingangskontrolle den auf derselben Ebene gelegenen Lesesaal – eine Raumfolge oder Distanzierung über Treppen wäre hier nicht denkbar. Gegliedert wird der großzügige langgestreckte Raum durch die hineingestellten Bücherregale. Die Bibliothekare waren nicht mehr die Instanz zwischen den Beständen und den Benutzern, sondern wurden an ebenfalls flexiblen Pulten als fachkompetente Ansprechpartner inmitten der Bücher verortet. Lediglich die Bestände, die aus Kapazitätsgründen im Magazin untergebracht waren, mussten noch an den Pulten bestellt werden, waren aber über eine Rohrpost- und Buchtransportanlage schnell am Bestellort verfügbar. Dieses System hat sich im Kern nicht verändert und bis heute bewährt. Auch von der Beschränkung auf gedruckte Medien verabschiedete man sich bereits in der Planung. Es wurden spezielle Räume für die Benutzung von Tonträgern vorgesehen, die den aus heutiger Sicht verwirrenden Namen 'Diskothek' trugen.

Aber auch in der Außengestaltung beschritt der Entwurf neue Wege. Nach Moser war die Amerika-Gedenkbibliothek

der erste Großbau einer deutschen Bibliothek, der sich nicht durch Respekt gebietende Mauern nach außen abschloß oder durch distanzierende Treppenvorbauten den Mut zum betreten nahm [Moser 1979, S.54].

Dabei ist es meiner Meinung nach weniger die 'Schwellenangst', um die es hier geht, sondern es handelt sich um eine grundlegende Änderung des Verhältnisses von Bibliothek und Stadtraum. Der Historismus arbeitete im Stadtraum genauso wie die

aus einer neoklassizistischen Formensprache entwickelte totalitäre Staatsarchitektur der Nationalsozialisten mit der strikten Trennung von Innen und Außen. Die monumentalen Fassaden, schweren Tore und Respekt gebietenden Eingangshallen mit vorgelagerten Höfen und Treppen dienten der Abwehr der anonymen Masse, die sich als "böse Außenwelt" [Sennett 1986, S. 373] im Stadtraum bewegte. Selektiert wurden die 'Auserwählten' im Historismus durch eine subtile Ikonographie in der Fassadengestaltung, bei den Nationalsozialisten und ihren Vorbildern durch schiere Unterwerfung. Die Architektur der Moderne setzte sich davon ab und verwischte die Trennungslinie zwischen Innen und Außen durch eine transparente, flächige oder gerasterte Fassadengestaltung und unkomplizierte, meist ebenerdige Eingangssituationen ohne funktionslose Höfe und Vestibüle.

Eine solche Architektur prägte auch den Entwurf für die Amerika-Gedenkbibliothek. Der öffentliche Raum der Bibliothek verschob sich nicht mehr gegenüber dem öffentlichen Raum der Straße, er war nicht darauf ausgelegt, nur bestimmte Menschen zuzulassen, sondern wirkte einladend auf eine Allgemeinheit. Der Innenraum trat in Kommunikation mit dem Straßenraum. Der Bibliothek war ihre Funktion von Außen anzusehen. Dies geschah nicht über ein nur für eingeweihte lesbares ikonographisches Programm, sondern durch Einblicke in den Lesesaal, die die großen Glasflächen gewährten. War das Gebäude der Königlichen Bibliothek noch als Gehäuse einer entrückten Heterotopie gebaut, so wurde der Lesesaal nun zur Form gebenden Funktion der Architektur. Das heißt nicht, dass der Ort seinen Charakter als ein 'anderer' verliert, vielmehr verschob sich der Akzent nun von einem Ort außer der Zeit hin zu einer im foucaultschen Sinne kompensatorischen Ordnung im wirklichen Raum der Gesellschaft.

Die Anlehnung an die Moderne hatte hier zwei Quellen. Zum einen waren amerikanische Public Libraries dieser Zeit maßgebliche Vorbilder [vgl. Moser 1979, S. 49f.]. Zum anderen begann sich in Westberlin eine Gruppe von Architekten unter dem Einfluss von Hans Scharoun gegen eine offizielle Architektur durchzusetzen, die in einer personellen und auch programmatischen Kontinuität zur Zeit des Nationalsozialismus stand [vgl. Petsch 1981, S.230]. Noch vor der Bauausstellung im Hansaviertel, die oft als der Beginn einer Renaissance der Moderne in der Stadt gesehen wird, ist die Amerika-Gedenkbibliothek ein Zeichen dieses architektonischen Neuanfangs, der ein den Bedürfnissen und Bedingungen der demokratischen Gesellschaft angepasstes Bauen propagierte.

Schon architektonisch erfüllte die Bibliothek damit den Anspruch, den ihre Geldgeber an sie gestellt hatten. Mit ihr wurde ein öffentlicher Raum geschaffen, der sich nicht nur an eine bürgerliche Öffentlichkeit wandte, sondern der gesamten Gesellschaft offen stand. Damit war sie mehr als ein Propagandamittel des Kalten Krieges, sie war die erste Bibliothek und eine der ersten öffentlichen Einrichtungen in Berlin überhaupt, die Ansätze für ein neues Verständnis von Öffentlichkeit bot, in der Menschen sich bei unterschiedlichen Tätigkeiten in einem gesellschaftlichen Raum begegnen konnten. Die Randlage, in die sie spätestens seit dem Mauerbau geraten war, und der prägende Einfluss Hans Scharouns auf ihre stadträumliche Umgebung verbinden sie mit dem nächsten Bibliotheksbau, den ich in diesem Zusammenhang besprechen will.

IV.2. Die Staatsbibliothek Hans Scharouns

Die besondere Erwähnung des Architekten beim folgenden Bauprojekt hat weniger mit einem Geniekult zu tun, den ich hier betreiben möchte, als mit der Tatsache, dass diese Bibliothek formal ein Unikat darstellt, das dem außergewöhnlichen Stil ihres Schöpfers zu verdanken ist, der mit ihr gleich ein ganzes Stadtviertel plante, das als öffentlicher Raum eine Vielzahl von Nutzungen in sich vereinte. Mit dem Kulturforum (Abb. 4) setzte sich Hans Scharoun ganz bewusst in die Tradition der von mir schon beschriebenen Umgebung des erweiterten Forum Fridericianum mit der Museumsinsel und der Straße Unter den Linden.

Der Architekt war ein ausgesprochener Kenner des Berliner Städtebaus, denn er hatte schon vor der Zeit des Nationalsozialismus in Berlin Wohnviertel mitgestaltet und war nach dem Krieg als einer der wenigen in Deutschland verbliebenen Vertreter des Neuen Bauens im Magistrat von Groß-Berlin für die Wiederaufbauplanungen der zerstörten Stadt zuständig.²⁵ So legte er zusammen mit einem Kollektiv aus Architekten, Stadtplanern und Ingenieuren 1946 einen Masterplan vor, der auf der Grundlage eines Schnellstraßenrasters die Stadt neu gliederte. Scharouns Ziel war die Gestaltung einer "Stadtlandschaft", in der sich die einzelnen Elemente aufeinander bezogen, ohne jedoch ihre Individualität aufzugeben. Dabei waren einzelne "Strukturen" zum Wohnen und Arbeiten, für Gewerbe, Verwaltung und Kultur definiert, die jeweils über "Bänder" miteinander vernetzt waren. Diese Neue Stadt konnte sich jedoch nicht durchsetzen, sie scheiterte im Westen vor allem am

²⁵ Ich beziehe mich im Folgenden auf Kirschenmann 1993, S. 166ff. und auf eigene Recherchen, die ich im Rahmen der Vorbereitung eines Ausstellungsprojekts zum Scharounbau betrieben habe.

Widerstand der antimodernen Kräfte, die in der Bauverwaltung weiterhin tätig waren (s.o.), und im Osten an der Vereinheitlichung der Architektur im Sinne einer stalinistisch-monumentalen Formgebung.

Schon seinen Entwurf für die Amerika-Gedenkbibliothek band Scharoun städtebaulich in einen von ihm geschaffenen Zusammenhang ein. Er bezog seinen Baukörper über Landwehrkanal, Straße und Hochbahn hinweg auf den Mehringplatz, den er allerdings erst ab 1962 im Sinne seiner damaligen Planungen umgestalten konnte. Auch für die Umgebung der von ihm geplanten Philharmonie plante Scharoun ein städtebauliches Konzept, nachdem diese von der Bundesallee an die Potsdamer Straße verlegt worden war. Dieses konkretisierte sich mit dem Bau der Nationalgalerie durch Mies van der Rohe. Mit seinem Wettbewerbsentwurf für den Bau einer Staatsbibliothek an der Potsdamer Straße reichte Scharoun 1963 einen Entwurf für das Kulturforum ein. Hinter dem Plan, kulturelle Institutionen Westberlins an einem Platz zu konzentrieren, stand sowohl der gestalterische Gedanke, eine kulturelle Struktur im Sinne der Neuen Stadt zu verwirklichen, als auch die Notwendigkeit, die bereits erwähnte Lücke zu füllen, die durch die Teilung der Stadt entstanden und seit dem Mauerbau noch verschärft worden war. An die Stelle der über drei Jahrhunderte angesammelten dynastischen Bauten der Hohenzollern in der Umgebung des Schlosses traten auf diesem Forum aufeinander bezogene Baukörper, die zusammen mit einer großzügigen öffentlichen Fläche einen Gesamtraum bildeten, der Scharouns Vorstellung von der Stadtlandschaft erfüllte:

Es sind Bauwerke und Stadträume verschiedener Aufgaben und verschiedener künstlerischer Intention zu einem Ensemble so zusammenzuführen, daß der gewünschte Zusammenhang entsteht, ohne das einzelne Objekt in seinem Ausdruckswillen zu behindern [Scharoun 1963a, S.1].

Der großzügige Raum zwischen den einzelnen Gebäuden wurde als Bewegungsfläche und Forum für die Menschen gedacht, hinter dem gegenüber der Staatsbibliothek geplanten Künstlergästehaus sollte zwischen Philharmonie und Matthäuskirche eine Piazzetta liegen, die das Zentrum des Ensembles bildete. Den Verkehr der Potsdamer Straße wollte Scharoun zum größten Teil auf die hinter der Staatsbibliothek geplante Stadtautobahn verlagern, die Straße selber sollte als tiefer gelegener 'Talabschnitt' zwischen den 'Hängen' Staatsbibliothek und Künstlergästehaus liegen. Der offene Raumeindruck sollte somit keiner Störung durch den fließenden Verkehr ausgesetzt sein.

Die Stadtlandschaft setzt sich im Innern des Gebäudes fort. Über einen unspektakulären, breiten und ebenerdigen Eingangsbereich gelangt man vom Vorplatz in den mit Natursteinplatten ausgelegten "offenen Bezirk", der vor den Eingangskontrollen einen Ort der Information und Orientierung bietet. Scharoun plante hier eine weiträumige Halle, um die herum Funktionsbereiche wie Ortsleihe und Garderobe, aber auch der Vortragssaal und das Bibliothekarische Lehrinstitut gruppiert waren. Ins Zentrum dieses Raumes stellte Scharoun als gliederndes Element einen Ausstellungsbereich. Dieser trennte den "Ort der Begegnung" genannten unmittelbaren Eingangsbereich von der Aufstellungsfläche des alphabetischen Kataloges. Von beiden Teilräumen aus konnten die Benutzer über Freitreppen in das Ostfoyer gelangen. Dieser "Weg des Besuchers" hat nach Scharoun

nicht nur die Aufgabe des Mittlers, sondern auch der Distanzierung: Stufenweise und nicht in unmittelbarer Konfrontation wird der Besucher an die "Stillen Bezirke" des Lesens und Studierens herangebracht. [Scharoun 1963b, S.1].

Der Architekt stellte sich hier der besonderen Aufgabe, einen heterotopen Raum zu schaffen, der, anders, als es die Public-Library-Konzeption der Amerika-Gedenkbibliothek vorsah, auf die Situation einer Magazinbibliothek mit Lesesaalbereich reagieren musste. Er entwarf allerdings keine monumentale Raumfolge im Stil Ichnes, sondern setzte seine Stadtlandschaft als Foyerlandschaft im Inneren der Bibliothek fort. Die flachen Treppen und das hohe Ostfoyer sollten als Promenaden dienen, die den Benutzer in die Bereiche leiten, die er aufsuchen möchte. Dazwischen liegen immer wieder Zonen wie zentrale Information oder Raucherbereich, die eine allgemeine Funktion erfüllen und die Menschen zusammen bringen.

Auch im Lesesaal wird das Individuum nicht allein der Größe des Raumes überlassen. Dieser ist mit Hilfe von Achsen erschlossen und durch eine Vielzahl an Galerien, Terrassen und Treppen wiederum als eine Landschaft gegliedert, die sich auf die Stadt- und Foyerlandschaft bezieht und sie variierend wiederholt. Die über den Raum verteilten Handbibliotheken schaffen den Eindruck eines direkten Zugangs zum Buch und wirken so vermittelnd zwischen der Idee einer Freihandbibliothek und der Magazinbibliothek. Größere und kleinere Leseplatzeinheiten bis hin zu Nischen bieten Möglichkeiten der Auswahl zwischen

verschiedenen Arbeitsplätzen. Selbst die Carrels sind über Rundfenster optisch mit dem Gesamtgefüge verbunden. So sehen sich die Individuen bei ihren unterschiedlichen Tätigkeiten immer als Teil eines Ganzen, das aber nicht, wie im oben erwähnten Lesesaal der Königlichen Bibliothek Unter den Linden auf ein Zentrum konzentriert ist, sondern ein hierarchiefreies Beziehungsgeflecht herstellt, das Möglichkeiten und Räume zur Kommunikation und Interaktion bietet. Auch die Bibliothekare sind mit ihren Pulten in diesen Zusammenhang eingebunden. Edgar Wisniewski, ein Mitarbeiter Scharouns, der nach dessen Tod die künstlerische Oberleitung über den Bau hatte, fasst das Lesesaalkonzept des Architekten wie folgt zusammen:

Der Raum zum Lesen darf nicht trennen, nicht spezialisieren, sondern das *Angebot* dem Leser darlegend – letztlich demokratisch – die Auswahl gewährleisten. So sollte auch das Gehäuse dieses Angebots nicht formaler, irisierender Selbstzweck werden, sondern unbegrenzt und richtungslos *wie eine Landschaft*, tendenzlos sein [Wisniewski 1978, S. 155].

So wie Hans Scharoun in seiner Stadtplanung den Anspruch verfolgte, vom Individuum und seinen Bedürfnissen ausgehend ein organisches Gesamtgefüge aufzubauen,²⁶ verwirklichte er mit der in das Kulturforum eingebundenen Staatsbibliothek diesen Gedanken im Kleinen. Demokratisierung bedeutete in dieser Struktur einen Raum zu schaffen, der der breiten Öffentlichkeit Möglichkeiten der Identifikation und Orte eigener Tätigkeit bieten sollte. Zwischen den dafür vorgesehenen Gebäuden, die sich typologisch ihrer Funktion anpassen plante Scharoun eine Landschaft, die die Begegnung der unterschiedlichen Nutzer und Nutzungen zuließ.

Die Frage der Realisierung dieses Vorhabens beschäftigt die Berliner Stadtplanung bis heute.²⁷ Die Chancen, die die Überwindung der Teilung der Stadt eröffnete, hat man städtebaulich nicht genutzt. So wie die Staatsbibliothek sich vom Gelände des heutigen Daimler-Chrysler-Areals, dem Verlauf der geplanten Stadtautobahn, abwendet, so kehrt auch diese hoch verdichtete Architektur dem Kulturforum den Rücken zu [vgl. Froschauer 1998, S.30]. Anschaulicher kann man den Gegensatz zwischen den privatisierten Räumen der urbanen Inszenierung Potsdamer Platz und dem öffentlichen Raum der demokratischen Vision Kulturforum nicht inszenieren.

Im Inneren der Staatsbibliothek gelang es Scharoun aber

²⁶ Im Unterschied zu den Nationalsozialisten verstand Scharoun das Organische nicht als ins biologistische gewendeten Ausdruck des 'gesunden Volkskörpers', sondern als Metapher für das Ineinanderwirken der verschiedenen Funktionsbereiche einer Stadt.

Einen Raum zu entwickeln, in dem Information und wissenschaftliches Studium, anonyme Individualität und Gemeinschaftliches, räumliche Transzendenz und Geborgenheit in kreativem Verhältnis sich begegnen [Wisniewski 1978, S. 153].

Die Bibliothek, die in der Tradition der Königlichen Bibliothek/Preußischen Staatsbibliothek steht, setzt damit einen architektonischen Kontrapunkt zu ihren Vorgängern, die, monarchischer Repräsentation und imperialer Machtentfaltung verpflichtet, nur für bestimmte Gruppen innerhalb der Gesellschaft wirklich offen standen. Wie auch die Amerika-Gedenkbibliothek ist die Staatsbibliothek ein Versuch, Demokratisierung über die Schaffung eines gesellschaftlichen Raumes zu forcieren.

Beide Häuser entstanden in einer Zeit, in der die Geschwindigkeit der informationstechnologischen Entwicklung und ihre Wirkung auf die Gesellschaft im Allgemeinen und die Bibliotheken im Besonderen noch nicht in dem Maße abzusehen waren. Dennoch funktionieren sie bis heute mit einigen Umbauten als gesellschaftliche Räume.²⁸ Ich möchte mich im nächsten Kapitel Bibliotheken zuwenden, die unter den heutigen technischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen gebaut, geplant oder erdacht werden.

²⁷ Zum Zeitpunkt der Entstehung dieser Arbeit wurden gerade neue Planungen für das Kulturforum diskutiert.

²⁸ Allerdings hat sich die Staatsbibliothek in ihrer Benutzungspolitik inzwischen von diesem Anspruch abgewendet und entwickelt zunehmend ökonomische und soziale Ausschlussmechanismen.

V. Bibliotheken als Räume der Informationsgesellschaft:

Projekt – Planung – Vision

Die Berücksichtigung digitaler Medien beim Neubau und Umbau von Bibliotheken ist inzwischen eine Selbstverständlichkeit, auf die ich in diesem Zusammenhang nicht weiter einzugehen brauche,

so sind inzwischen Zonen mit reinen Computerarbeitsplätzen, mit Mischung von Computern und Buchbeständen sowie reinen Buchzonen typische Kennzeichen der Integration der digitalen Welt in die Bibliotheksangebote. Helpdesks, vermehrte, flexible Gruppenarbeitsmöglichkeiten und Schulungsräume sind Hilfsmittel zum aktiven Umgang mit den neuen Möglichkeiten der digitalen Informationswelt [Mittler 2003, S.11].

Wie reagieren Bibliothekare und Architekten aber bei der Planung von Bibliotheken auf die sich in der Informationsgesellschaft verändernden Verhältnisse von Öffentlichem und Privatem Raum in der Stadt? Führt die Entwicklung tatsächlich zu gesellschaftlichen Räumen, wie ich sie in Kapitel II skizziert habe? Wie gehen die Bibliotheken mit der Spannung zwischen historischem Stadtraum und neuen urbanen Inszenierungen um? Diese Fragen möchte ich abschließend anhand von drei Berliner Projekten zwischen erfolgter Realisierung und Vision erläutern.

V.1. Suburbaner Standort und Public-Private Partnership

– Das Erwin Schrödinger-Zentrum der Humboldt-Universität

Die Vorstadt Adlershof im Berliner Bezirk Treptow-Köpenick hat als Technologiestandort eine lange Tradition. Wurde vor dem Zweiten Weltkrieg vor allem Luftfahrttechnik entwickelt, so siedelte die DDR hier Institute der Akademie der Wissenschaften und Fernsehstudios an. 1991 entschloss sich der Berliner Senat, den Standort in einem Mischnutzungskonzept weiter zu entwickeln. Neben den damals noch nicht gesicherten Einrichtungen der außeruniversitären Forschung entschloss man sich, auch die naturwissenschaftlichen Institute der Humboldt-Universität hier anzusiedeln. Zugleich wollte man die Gründung von Unternehmen fördern, die nach dem Vorbild westdeutscher Technologiezentren entweder als Ausgründungen oder im Rahmen von Kooperationen von der benachbarten Forschung profitieren sollten. Auf dem Gelände der ehemaligen Fernsehstudios entstand parallel eine Medienstadt. Innerhalb dieser projektierten "Stadt für

Bibliotheken als Räume der Informationsgesellschaft: Projekte – Planung - Vision Wissenschaft, Wirtschaft und Medien"²⁹ war ein weitgehend zusammenhängendes Areal für den naturwissenschaftlichen Campus der Humboldt-Universität vorgesehen. Wie der Lageplan zeigt, entstand mit dem Universitätscampus ein großer öffentlicher Raum innerhalb der sowohl privat als auch öffentlich genutzten Vorstadt. Wohnbebauung existiert nicht, der Standort ist durch die S-Bahnlinie im Norden vom eigentlichen Stadtteil Adlershof abgeschnitten.

Die Öffentlichkeit, die hier entstehen soll, besteht im Wesentlichen aus den Mitarbeitern der Unternehmen und Forschungseinrichtungen, sowie aus den Lehrenden und Studierenden der Universitätsinstitute. Es handelt sich also um reine Zweckgemeinschaften, denen zunächst eine bindende Klammer fehlt. Diese Entwicklung wurde schon zum Zeitpunkt der Planung abgesehen und man suchte nach Wegen, eine Kommunikation zwischen den Mitgliedern dieser spezifischen Öffentlichkeit zu erreichen; zum einen als Voraussetzung für die erhoffte Zusammenarbeit von Wirtschaft und Wissenschaft, zum anderen zur Identifikation mit dem Standort.

Neben den Institutsgebäuden wurde ein zentraler Bau projektiert, der den Computer- und Medienservice sowie die naturwissenschaftlichen Zweigbibliotheken der Universität aufnehmen sollte. Zusätzlich zu den erwarteten positiven Effekten durch die Zusammenarbeit und Integration beider Einrichtungen mit ihren Angeboten, erhoffte man sich auch, damit ein "Informations- und Kommunikationszentrum"³⁰ für den gesamten Standort zu schaffen. Mit seiner zentralen Lage war das Gebäude dafür prädestiniert. Gleichzeitig musste es mit der gegenseitigen Durchdringung von öffentlichem und privatem Raum, die an diesem Standort gegeben ist, umgehen. Zwei der hinter den Planungen stehende Grundsätze möchte ich an dieser Stelle aufführen, da sie sich implizit auf die Schaffung öffentlicher Räume beziehen:

- Die Bibliothek soll nicht nur der Informationsbeschaffung, -speicherung und –lieferung dienen, sondern auch Begegnungs- und Kommunikationsstätte sein.
- Die Bibliothek bzw. das Informations- und Kommunikationszentrum unterstützt die Zusammenarbeit mit außeruniversitären Forschungsinstituten und Wirtschaftsunternehmen und verspricht sich davon positive Effekte für Studium, Forschung, Lehre, Entwicklung und Produktion. [Bulaty 2003, S.59]

Die Gewinner des Architektenwettbewerbs lösten dieses Problem durch eine Strategie der flexiblen Integration bei größtmöglicher Offenheit. Die Grundlage des Entwurfs bildeten drei historische Werkhallen, die in das Gebäude einbezogen werden sollten. Die Architekten arbeiteten hier nicht nur substanzerhaltend, sondern

²⁹ Nähere Informationen dazu unter <http://www.wista.de>

bezogen sich auch auf die Durchwegung der Hallen, indem sie die Erschließungsstraße und den Hof der Werkhallen zu den zentralen Räumen des Zentrums machten. Auf dem Grundriss sind der Straßenraum als ein das ganze Gebäude in der Breite erschließendes Foyer und der gegen das Niveau abgesenkte Lesesaal als Zentrum des Bibliotheksbereichs erkennbar. Das Foyer erschließt nicht nur das Gebäude, es trennt auch einen primär privat definierten Bereich mit Buchladen, Cafeteria und Konferenzraum vom universitären Bereich, der die integrierte Bibliothek und Hörsäle enthält. Genauso wie aber die Baukörper von Alt- und Neubau miteinander verzahnt sind, ist diese Trennung von außen schwer zu erkennen. Gelangt man über den der Rudower Chaussee zugewandten Hof zum Haupteingang des Gebäudes, so passiert man zunächst die auch von hier zugängliche Cafeteria zur rechten und zur linken einen angebauten Hörsaaltrakt. Die Eingangssituation stellt durch Glastüren einen direkten Blickbezug in das Innere der Bibliothek her, man muss jedoch zunächst das Foyer kreuzen und durch eine weitere Glastür gehen, bevor man im Eingangsbereich der Bibliothek steht, in dem man direkt von einer Informationstheke empfangen wird, die zugleich Verbuchungs- und Kontrollbereich ist und Dienstleistungen von Computer- und Medienservice und Bibliothek anbietet. Die hier beschriebene Raumfolge zeichnet sich durch ihre Transparenz aus und bietet zugleich immer Alternativen an, auch wenn sie direkt auf den Lesesaal ausgerichtet ist. Folgt man der anderen Achse des Gebäudes im Foyer, so kann man durch das gesamte Gebäude hindurch gehen, ohne die einzelnen Funktionsbereiche zu betreten. Lediglich eine Reihe von Computerarbeitsplätzen bietet einen walk-in-access zur schnellen Informationsversorgung. Trotz ihrer Einbeziehung in das Gebäude behält die ehemalige Straße ihren Charakter als vom Inneren abgetrennter Raum. So wirkt das Foyer nicht wie eine Straßenfront, sondern eher wie eine Shoppingmall, da die einzelnen Funktionsbereiche – Cafeteria, Bibliothek, PC-Pool, Eingänge der großen Hörsäle – durch Glasscheiben einsehbar sind. Hier wird die Trennung von Innen und Außen durch die optischen Bezüge in Frage gestellt. Dies spiegelt die Durchdringung von öffentlicher und privater Nutzung in diesem Raum.

Die Idee, die hinter der Konzeption steht, ist aber nicht aus der Konsumwelt entlehnt, sondern erinnert eher an das Bild, das Hannah Arendt vom Denken und Erkennen als geistiger Tätigkeit zeichnet:

Der zentrale Lesesaal ist nicht nur ein Ort, sondern auch ein Bild für Wissensaufnahme. Und das Foyer gleicht einer Wandelhalle, in der das Wissen verarbeitet wird. Gerade dadurch, dass man mit dem Lesesaal Zeit und Ruhe für das Lesen und mit dem Foyer das Wandeln verbindet, wird das Haus einfach verständlich. Die Idee des Lesesaals und des Foyers strukturiert das Haus, macht es nachvollziehbar [Gössler 2003, S.11]

Die Bedeutung, die dem Lesesaal in diesem Gesamtkonzept zukommt, wird durch seine Absenkung gegen das Niveau unterstrichen. Die Benutzer des Lesesaals fühlen sich durch die sie umgebenden Wände wie in einem eigenen Raum, sind aber Teil des Gesamtraumes der Bibliothek mit den sie umgebenden Freihandbeständen auf dem 0-Niveau und der Galerie. So entsteht eine intime Arbeitsatmosphäre im öffentlichen Raum. Räume für Einzel- und Gruppenarbeit sind dagegen auch optisch aus dem Zentrum heraus hinter die Buchbestände positioniert worden. Auf diese Weise bleibt der hierarchiefreie Gesamteindruck des Raumes mit seiner Konzentration auf die Medien und ihre Nutzung gewährleistet.

Trotz der räumlichen Offenheit, der zeitgemäßen Integration von Bibliothek, Rechenzentrum und Medienservice und der offensichtlich gelungenen Verschränkung von öffentlicher und privater Nutzung innerhalb des Gebäudes, kann das Erwin Schrödinger-Zentrum kein gesellschaftlicher Raum im Sinne der von mir beschriebenen Kriterien werden. Das hängt zum einen mit ihren spezialisierten Beständen zusammen, die eine breitere Nutzung von vorn herein ausschließen.³¹ Zum anderen spielt hier aber der Standort eine Rolle. Die suburbane Lage, die ausschließlich von einer Wissenschafts- und Gewerbeinfrastruktur geprägt ist, spricht auch nur eine spezifische Pendleröffentlichkeit an, die zudem z.T. sehr heterogen ist. Fehlende Freizeitangebote und die Attraktivität der zentralen Berliner Bezirke führen zu einer Nutzung, die der einer klassischen Gewerbesuburbanisierung entspricht. Der Versuch, in dieser Umgebung einen öffentlichen Raum mit Campuscharakter zu etablieren, kann noch nicht bewertet werden, da sich die Institute noch in der Aufbauphase befinden und wichtige Einrichtungen wie eine Mensa aber auch das Institut für Biologie weiterhin fehlen.³² Hier zeichnen sich Akzeptanzprobleme ab, die über die von Elmar Mittler genannten negativen Standortfaktoren der westdeutschen Campusuniversitäten und ihrer Bibliotheken hinausgehen [vgl. Mittler 2003, S.8]. Die Verlagerung von Instituten und Bibliotheken aus der Stadt heraus mag aus pragmatischer und ökonomischer Sicht geboten scheinen, entzieht aber Teile der

³¹ Die Bibliothek verfügt über einen sehr beliebten Sonderbestand, der sich aus den "Lieblingsmedien" der Institutsprofessoren zusammensetzt und fast durchgängig 'fachfremd' ist.

Universität oder auch ganze Universitäten dem urbanen Kontext und schafft Räume mit spezifischen Teilöffentlichkeiten ohne direkten Bezug zur Gesellschaft.

Das Beispiel zeigt also, wie die gesellschaftliche Bedeutung einer Bibliothek von ihrer stadträumlichen Verortung maßgeblich beeinflusst wird. So kann die Einrichtung eines anspruchsvollen Informations- und Kommunikationszentrums für den Standort zwar eine wichtige Hilfe sein, eine urbane Gemeinschaft lässt sich aber auf diese Weise nicht künstlich erzeugen. Dass dieses Verhältnis auch umgekehrt sein kann, möchte ich mit meinem nächsten Beispiel zeigen.

V.2. Planungen – Der Neubau in der Staatsbibliothek Unter den Linden

Pläne, die 1992 unter dem Dach der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz wiedervereinigten Bestände der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek, in einem gemeinsamen Neubau auch physisch zu vereinen, mussten Anfang der 90er Jahre schnell ad acta gelegt werden. Statt dessen entwickelte man ein Konzept, in dem die Bestände mit Hilfe eines Zeitschnitts (zunächst 1955, dann 1945) auf die beiden Häuser Unter den Linden und Potsdamer Straße aufgeteilt wurden. Diese Idee war über die Bibliothek hinaus Gegenstand kontroverser Diskussionen und wird von der Öffentlichkeit bis heute kritisch betrachtet [vgl. z.B. Bisky 2004]. Ich möchte mich in diesem Kapitel nicht weiter mit ihr beschäftigen, es geht hier um die architektonischen Folgen dieser Entscheidung.

Im Zweiten Weltkrieg war das Gebäude der damals noch preußischen Staatsbibliothek Unter den Linden mehrfach Bombentreffern ausgesetzt, die vornehmlich das Zentrum und den südlichen Flügel der Bibliothek beschädigten. Obwohl bereits im August 1945 von Hans Scharoun Instandsetzungsarbeiten genehmigt worden waren, wurden der schwer beschädigte Kuppellesesaal und der kleinere Lesesaal der Universitätsbibliothek nicht wieder aufgebaut. Die Reste der beiden Räume mussten 1975 zwei Magazintürmen weichen, die die Kapazitätsprobleme der Bibliothek lösen sollten. Die monumentale Raumfolge Ernst von Ihnes fand nun in der ehemaligen Vorhalle des Lesesaals ihr abruptes Ende und offenbarte damit um so deutlicher ihre funktionslose Leere.

Das Vorhaben, den gesamten 'Altbestand' der wieder vereinigten Staatsbibliothek zusammen mit der notwendigen Forschungsliteratur unter einem Dach zu vereinen, ließ die Bibliothek - in den Benutzerbereichen auf ihre Peripherie beschränkt - an Grenzen stoßen. Zudem stellte sich heraus, dass eine aufwändige

Bibliotheken als Räume der Informationsgesellschaft: Projekte – Planung - Vision

Gründungssanierung des Baukörpers erforderlich war. Daraus entstand ein Gesamtkonzept der Sanierung und Rekonstruktion des Komplexes, das von städtebaulich-denkmalspflegerischen und bibliothekarischen Rahmenbedingungen ausging, die ich im Folgenden kurz erläutern möchte.

Nach der Wiedervereinigung der beiden Hälften Berlins machte man sich auf die Suche nach der verlorenen Mitte der Stadt und fand sie im Bereich der Straße Unter den Linden zwischen Brandenburger Tor und ehemaligem Schlossplatz; streng genommen also nicht das "historische Stadtzentrum" im Sinne eines mittelalterlichen Stadtkerns, sondern die repräsentative barocke Stadterweiterung. Hier sollte sich, ausgehend von den Neu- und Umbauten der Regierung am Reichstag, das vereinte Deutschland repräsentativ darstellen und historisch verorten. Da aber zwischen dem Brandenburger Tor und dem ehemaligen Schloss sowohl erhebliche Lücken klafften, als auch maßgebliche Staatsbauten der untergegangenen DDR beheimatet waren, wurde ein Plan für diesen Stadtraum erstellt, der eine historische und urbane Kontinuität unter möglichst weitgehender Ausklammerung der Geschichte zwischen 1933 und 1989 wieder herzustellen vorgab. Die Funktionen "urbanes Geschäftszentrum" und "historische Meile" wurden im Wesentlichen auf die zentralen Achsen der Friedrichsstadt, die Friedrichsstraße und die Straße Unter den Linden aufgeteilt. Die Planungshoheit über die Nord-Süd-Verbindung wurde privatisiert und es entstanden mehrere Einkaufspassagen, Büro- und Geschäftshäuser, die aus Gründen der geforderten Mischnutzung meist im Bereich der Obergeschosse über hochwertige Eigentumswohnungen verfügen. Die Straße Unter den Linden wurde im Stil der 'Kritischen Rekonstruktion' umgestaltet. Deren ursprünglicher Gedanke, die Wiederherstellung eines 'gewachsenen Stadtgrundrisses' wurde hier jedoch in ganz anderer Form auf die Spitze getrieben. Dies bedeutete zunächst einen weitgehenden Abriss der Staatsarchitektur aus der Zeit der DDR. Zugleich wurde das gesamte Stadtviertel unter der Prämisse neu bebaut, dass die verwendeten Materialien, die Fassadengliederung und die Baumassen in etwa dem Vorkriegsstand entsprachen. Es kam auch zu einigen vorgeblichen Totalrekonstruktionen wie etwa dem Hotel Adlon und der Kommandantur an der Schlossbrücke, die zumindest in der Straßenfront nur minimal vom historischen Vorbild abweichen. Den Schlusspunkt dieser Inszenierung urbaner Geschichte soll die kritische Rekonstruktion des Hohenzollernschlosses bilden, auf die ich im nächsten Abschnitt noch näher

eingehen werde. Damit war der städtebauliche Rahmen der Staatsbibliothek vorgegeben, die "Ausstrahlung des Hauses Unter den Linden [sollte] wieder erreicht werden" [Kolasa 2001, S. 44].

Da die 1945/46 und später erfolgten Reparaturmaßnahmen zumindest das Äußere weitgehend wieder in den Originalzustand zurückversetzt hatten, war dies zunächst nicht schwer zu erfüllen. Aber auch der Neubau des Inneren sollte zumindest in groben Zügen den Leitlinien der kritischen Rekonstruktion folgen. Es wurden im Architekturwettbewerb die Erhaltung der Monumentalachse und die Einbeziehung der verbliebenen Wandstrukturen der alten Lesesäle erwartet; der Neubau sollte zudem keine stadträumliche Wirkung entfalten, die über die der alten Lesesaalkuppel hinausging [vgl. Vollmer 2001, S. 46]. Gleichzeitig verlangte man vom Entwurf eine "moderne Interpretation und zeitgenössische Architektursprache" [Vollmer 2001, S.46]. Daraus entwickelten sich, grob gesprochen, zwei Klassen von Beiträgen, solche, die wieder zentralen Lesesaal errichten, und solche, die eine neue Struktur schaffen wollten.

Die zweite Vorgabe für den Neubau war eine bibliothekarische Konzeption, die im Wesentlichen auf den Begriffen 'Kontrolle', 'Sicherheit' und 'Separierung' beruht. Liest man den Beitrag von Annette Wehmeyer zum Neubau der Staatsbibliothek, so fällt auf, dass den Beständen eine höhere Wertschätzung zugemessen wird, als ihren Benutzern. Es geht bei den bibliothekarischen Vorgaben für den Neubau neben funktionalen Aspekten vor allem um die "Sicherheit" des "Bücherschatzes der Staatsbibliothek" [Wehmeyer 2001, S.55]. Ungeachtet der Tatsache, dass die sehr wertvollen Altbestände der Staatsbibliothek tatsächlich einer besonderen Sicherung bedürfen, kann man hier sehen, wie eine komplette bibliothekarische Konzeption diesem Sicherheitsbedürfnis untergeordnet wird. Dies führt zu einer "strikten Separierung von Öffentlichkeit, Benutzern und internen Bereichen aus Sicherheitsgründen" [Wehmeyer 2001, S. 50f.]. Die 'Öffentlichkeit' im Sinne dieses Konzepts ist eine anonyme Masse, welche die Sicherheit der Bestände bedroht. Sie wird nur in die Bereiche hineingelassen, die musealen Charakter haben und das Buch als historisches Kunstwerk ausstellen. Das Buchmuseum und die Ausstellungsflächen werden so zu den eigentlich öffentlichen Bereichen der Bibliothek, die sich hinter diese Räume zurückzieht. Die 'Benutzer' erhalten zwar Zutritt zu den bibliothekarischen Bereichen, Wehmeyer teilt sie aber wiederum in "qualifizierte" [Wehmeyer 2001, S. 51] und weniger qualifizierte Benutzer, denen

Bibliotheken als Räume der Informationsgesellschaft: Projekte – Planung - Vision unterschiedliche Rechte zugeteilt werden. Die bibliothekarischen Vorgaben für den Wettbewerb beruhten also im Wesentlichen auf der Separierung und Hierarchisierung von Öffentlichkeit. Eine gegenseitige Durchdringung der verschiedenen Bereiche war explizit nicht erwünscht.

Sieger des Wettbewerbs war unter diesen Voraussetzungen der Entwurf des Architekten H.G. Merz, dessen Konzept

die hierarchisch gesteigerte Raumfolge [Ihnes O.E.] ebenfalls auf[nimmt], ohne jedoch die Tradition der Buch- und Lesergemeinschaft in einem großzügig dimensionierten und großartig inszenierten [!] Hauptraum durch ein neues Motiv zu ersetzen. Der Entwurf knüpft vielmehr an die [...] unterbrochene Tradition des Hauses und seiner zentralen Lesesaalkonzeption an. [Haspel 2001, S. 61].

Merz verlängert zwar die Mittelachse bis zum Rara-Lesesaal, der an die Stelle des ehemaligen Lesesaals der Universitätsbibliothek tritt, das hierarchische, auf ein Zentrum gerichtete Ordnungsprinzip des wilhelminischen Baus erlebt in ästhetisch modernisierter Form aber eine Renaissance. Der Architekt umgibt den Lesesaal mit einer Bücherwand, die eher an barocke Saalbibliotheken, als an moderne Freihandbereiche erinnert. Dem Leser wird zwar einerseits eine Nähe zum Buch suggeriert, die Bücher dienen aber gleichzeitig als Dekoration des Raumes. Auch die verlangte Hierarchisierung der Benutzer wird hier architektonisch inszeniert, der Höhenstaffelung des Lesesaalkubus

entspricht auch die Hierarchie der Leseplätze: Während die Umgebung der allgemeinen Leseplätze im Lesesaal noch von der Bücherwand geprägt ist, sind die darüber liegenden Etagen mit den Forscherleseplätzen bereits zwischen Bücherwand und Glashülle angeordnet; die Einzelarbeitsplätze schließlich liegen im Glasmantel und sind nur noch von Licht umgeben. So ist das Licht das Abbild des geistigen Emporsteigens durch das Studium, durch die Lektüre [Enke 2001, S.69].

Während Scharoun für seine wissenschaftliche Universalbibliothek eine offene, hierarchiefreie Landschaft schuf, entsteht hier auf der Substanz des Ihne-Baus eine Bibliothek, die schon im Bauprogramm eine pluralistische Öffentlichkeit nicht zulässt, sondern die Individuen nach bildungsbürgerlichen Prinzipien selektiert und ins 'Licht der Erkenntnis' emporsteigen lässt. Dabei widerspricht die restriktive Ideologie dieses Ansatzes der großzügigen Benutzungspolitik, die die Staatsbibliothek traditionell auszeichnete. Den Besuchern der urbanen Inszenierung 'Unter den Linden' bleibt ein musealer Raum, in dem sie Bücher und Bibliotheken als Relikte der Vergangenheit

erfahren. Wenn Roland Enke seinen Artikel mit "Die Neue Mitte" [Enke 2001] überschreibt, so nimmt er damit expliziten Bezug auf die von mir beschriebene stadträumliche Umgebung der Bibliothek und gleichzeitig auf einen politischen Begriff, der die Bildung einer demokratischen Zivilgesellschaft im wiedervereinigten Deutschland beschreiben sollte. Zumindest Letztere findet in diesem Gebäude auch nach seinem Umbau keinen gesellschaftlichen Raum.

V.3. Vision – Die Zentral- und Landesbibliothek auf dem Schlossplatz

Nicht nur die beiden Staatsbibliotheken, auch die Berliner Stadtbibliothek und die Amerika-Gedenkbibliothek wurden 1995 vereinigt. Während es sich bei der Staatsbibliothek um die Zusammenführung einer im Zuge des Kalten Krieges geteilten Bibliothek handelte, waren die beiden anderen Institutionen, die sich nun unter dem Dach einer gemeinsamen Stiftung Zentral- und Landesbibliothek fanden, historisch kaum miteinander verbunden (s.o.). Trotzdem stellte sich auch hier die Frage nach einem gemeinsamen Neubau, der die zunächst fachlich getrennten Bestände wieder zusammenführen sollte. Da die Berliner Stadtbibliothek historisch in der Nähe des Roten Rathauses und des Alexanderplatzes verortet war und heute noch im Marstall, den sie bereits 1922 bezogen hat, beheimatet ist, kam vor allem ein Standort in dieser Umgebung in Frage.

Wie schon erwähnt kam es im Zuge der Diskussion um eine Neue Mitte Berlins auch zu der Forderung, das Stadtschloss der Hohenzollern, das nach schweren Kriegsbeschädigungen vor allem aus ideologischen Gründen von der DDR-Regierung gesprengt worden war, wieder aufzubauen. Das vorläufige Ergebnis dieser langwierigen, auf allen politischen Ebenen geführten Debatte ist ein Plan, der den Abriss des Palastes der Republik, der Teile des ehemaligen Schlossareals einnimmt, vorsieht. An dieser Stelle soll dann ein Gebäude errichtet werden, das in seinen Abmessungen dem ehemaligen Schloss entspricht und eine Teilrekonstruktion der Fassaden vornimmt. Auf eine vollständige Wiederherstellung und auf die historische Kuppel wurde in diesem Kompromiss zwischen historisierender Rekonstruktion und zeitgemäßer Architektur verzichtet.

Eine weitere Diskussion entstand um die Nutzung des neuen Gebäudes. Eine Privatisierung dieses markanten Geländes, die die Finanzierung des Bauvorhabens sichern sollte, wurde von unterschiedlichen Seiten vehement abgelehnt. Dem gegenüber standen Vorschläge für eine Mischnutzung und die Forderung nach der

Bibliotheken als Räume der Informationsgesellschaft: Projekte – Planung - Vision
Schaffung eines öffentlichen Raums, in dem ein Ensemble von Einrichtungen Platz finden sollte. Dieser Gedanke, der erkennbar an die Tradition von Forum Fridericianum, Museumsinsel und Kulturforum anknüpft, wurde schließlich unter dem Namen Humboldt-Forum favorisiert. Als Nutzer sind die wissenschaftlichen Sammlungen der Humboldt-Universität, die außereuropäischen Sammlungen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz und schließlich die ZLB vorgesehen, die sich schon frühzeitig um eine Berücksichtigung bemüht hatte.

Die Zentral- und Landesbibliothek sieht ihre Zukunft als eine offene, multimediale Einrichtung, die, verankert in der Geschichte Berlins, alte und neue Medien im ästhetischen Rahmen präsentiert und als Informationszentrum allen Bürgern und Besuchern der Stadt dient. Die Zentral- und Landesbibliothek garantiert die allgemeine Belebung des Schlossplatzes. [Lux 2001, S.235].

Das Konzept einer gemeinsamen Nutzung mit anderen öffentlichen Institutionen bietet die Chance, den gesellschaftlichen Raum, den eine Bibliothek eröffnen kann, noch zu erweitern. So verbinden sich die spezifischen Räume im Idealfall durch eine gegenseitige Durchdringung und es können zentrale gemeinsame Einrichtungen entstehen, die der Begegnung und Kommunikation unterschiedlicher Benutzergruppen dienen. Für diese Nutzungen sind im bisherigen Konzept der Schlüter- und der Eosanderhof vorgesehen, die im Innern des Gebäudeensembles liegen sollen. Wichtig wäre hier aber auch eine Öffnung nach Außen, die jedoch aufgrund der festgelegten Fassadengestaltung zumindest zum Lustgarten hin schwierig werden dürfte. Für die Bibliothek bedeutet diese Vision, sich über die normalerweise mit einem solchen Bau verbundenen Aufgaben hinaus noch mit den Partnern abzustimmen und gemeinsame Anliegen durchzusetzen. Es bietet sich andererseits die Gelegenheit, in Kooperation einen gesellschaftlichen Raum zu schaffen, der trotz seiner auf eine monarchistische Tradition verweisende Grundaussage, für die Stadt und die Informationsgesellschaft eine ähnlich wegweisende Funktion hat, wie die Amerika-Gedenkbibliothek seinerzeit für die Demokratisierung im Berlin der Nachkriegszeit.

VI. Bibliotheken im Kontext urbaner Öffentlichkeit – Ein Fazit

Betrachtet man rückblickend noch einmal meine Analysebeispiele, so könnte man glauben, dass bibliothekarische Großbauten in Berlin fast immer im Zusammenhang mit der Staatsbibliothek entstehen. Dies ist einerseits nicht ganz unrichtig, zumindest setzen die Bauten der Staatsbibliothek schon aufgrund der hinter ihnen stehenden finanziellen Potenz deutliche Akzente im Berliner Stadtraum. Andererseits habe ich hier Bauten wie etwa die Universitätsbibliothek der Freien Universität, die gerade fertiggestellten Neubauten der für Technische Universität / Universität der Künste sowie für die Philologien der Freien Universität oder den in der Planung befindlichen Bau des Jacob und Wilhelm Grimm – Zentrums als zentrale Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität genauso wenig berücksichtigen können, wie einige Zentralbibliotheken der Bezirke, etwa in Reinickendorf oder Spandau, die in diesem Zusammenhang aufschlussreiche Ansätze geboten hätten. Einige dieser Bibliotheken waren zunächst auch eingeplant, mussten aber aus Platzgründen den 'Leuchttürmen' weichen. Ich habe mich in dieser Arbeit lieber auf einige ausführlichere Analysen und auf die historische Entwicklung konzentriert, um das Feld für eine auf die architektursoziologische Untersuchung von Bibliotheken ausgerichtete Forschung zu umschreiben. So möchte ich meine Analysen auch als Anregung verstehen, sich vertieft mit den Fragen der Verortung von Bibliotheken im Raum der Informationsgesellschaft zu beschäftigen.

Gerade die historischen Beispiele haben gezeigt, dass Bibliotheksbauten nicht nur Spiegel ihrer Zeit sind, sondern Räume der aktiven Gestaltung von Gesellschaft werden können. Gleichzeitig wurde aber auch deutlich, wie groß gerade bei Bauvorhaben die Abhängigkeit von der öffentlichen Hand als Geldgeberin ist. Der Staat bzw. die Kommune nimmt immer mehr oder weniger großen Einfluss auf die Architektur und die stadträumliche Verortung der Bibliothek. Bibliothekspolitik muss hier ansetzen und selbstbewusst – unter Verweis auf die Bedeutung der Bibliothek als gesellschaftlicher Raum – eine Lage und Gestaltung einfordern, die der Rolle der Bibliothek in der demokratischen Gesellschaft gerecht wird. Andererseits dürfen sich Bibliotheken auch nicht freiwillig ins Abseits begeben, etwa indem sie sich nur noch als museale Räume inszenieren oder die Öffentlichkeit weitgehend ausschließen. Wenn dies mit einer sozialen Selektion von Benutzern über finanzielle Schranken oder die Angehörigkeit zu einer 'intellektuellen Elite' verbunden ist, dann

konterkarieren Bibliotheken ihre gesellschaftliche Funktion und damit letztendlich ihre Existenzberechtigung, sofern sie über reine Standortfaktoren hinausgeht.

Gerade durch die technologische Entwicklung ist der freie Zugang zu Informationen wichtiger geworden denn je. Hier sollten Bibliotheksbauten an die Beispiele anknüpfen, die ich in Kapitel IV näher beschrieben habe. Auch wenn viele städtebauliche Utopien des 20. Jahrhunderts gescheitert sind, zeigen diese Bibliotheken, dass es möglich ist, innerhalb des urbanen Umfeldes Orte zu schaffen, die als demokratische gesellschaftliche Räume funktionieren, sofern die in ihnen wirkenden Institutionen das zulassen.

Mit meiner Arbeit kann ich das Feld wie gesagt nur umreißen. Neben einer Ausweitung des soziologischen Ansatzes wäre eine Einbeziehung weiterer Beispiele wünschenswert gewesen. Gerade im Zusammenhang mit der Interaktion und gegenseitigen Prägung von Raum, Tätigkeiten und Öffentlichkeit wäre ein interdisziplinärer Ansatz aus Architektur- und Städtetheorie, Soziologie und Kulturanthropologie innerhalb der Bibliothekswissenschaft zu entwickeln, der sich sowohl an Beispielen, als auch mit Methoden der quantitativen und qualitativen Forschung mit diesem Interaktionsraum auseinander setzt. Dies hätte in der bibliothekarischen Praxis vielfältige Auswirkungen sowohl auf dem Gebiet der Benutzung, als auch in bibliothekspolitischen Zusammenhängen und natürlich bei der Bauplanung.

Natürlich hängt nicht alles von der Hülle ab. So schaffen Bibliothekare immer wieder auch unter ungünstigen oder abweisenden architektonischen Rahmenbedingungen attraktive gesellschaftliche Räume. Andererseits gelingt es einigen von ihnen auch, offene und kommunikative Orte durch ein übergroßes Sicherheitsbedürfnis oder eine übertriebene Regulierungswut in hermetische und still gestellte Areale zu verwandeln. Trotzdem kann schon die Architektur einiges bewirken und drakonische Maßnahmen auch ins Leere laufen lassen. Architekten sind sich von Berufs wegen der Bedeutung der Gestaltung von Räumen für ihre Benutzung meist viel bewusster, als Bibliothekare, die den Bau meist unter funktionalen Aspekten betrachten.

Wenn Bibliotheken sich unter dem Druck der technologischen und gesellschaftlichen Veränderungen laufend neu erfinden und gleichzeitig Kontinuität vermitteln müssen, dann sollten sie zusammen mit den Architekten nach Gebäuden suchen, die dies zulassen.

VII. Literaturverzeichnis

- American Library Association: @your library : Attitudes toward Public Libraries Survey, 2002. [ALA 2002]. Unveröffentlichtes Handout.
- Arendt, Hannah: Vita activa : oder vom tätigen Leben. – München u.a.: Pieper, 1996⁹ [Arendt 1996].
- Bertelsmann-Stiftung; Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände (Hrsg.): Bibliothek 2007 : Strategiekonzept. – Gütersloh: Verlag Bertelsmann-Stiftung, 2004 [Bibliothek 2007].
- Bisky, Jens: Stabi-Opfer, gut gelaunt, - in: Süddeutsche Zeitung 67 (20./21. März 2004). – S. IV [Bisky 2004].
- Bulaty, Milan: Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin : Zentralbibliothek Naturwissenschaften, - in: Bibliothek : Forschung und Praxis 27/1,2 (2003). – S. 59-61 [Bulaty 2003].
- Enke, Roland: Die neue Mitte : Ein Merzbau für Berlin, - in: Staatsbibliothek zu Berlin; Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.): Architekturwettbewerb Staatsbibliothek zu Berlin : Ein neuer Lesesaal für das Haus Unter den Linden. – Berlin: jovis, 2001. – S. 62-81 [Enke 2001].
- Faulkner-Brown, Harry: Design criteria for large library buildings, - URL: <http://unesdoc.unesco.org/images/0010/001062/106215e.pdf>
- Flemming, Thomas: Berliner Bibliotheken einst und jetzt. – Berlin: Technische Universität, 1988 [Flemming 1988].
- Foucault, Michel: Andere Räume, - in: Ders.: Short Cuts. - Frankfurt a.M.: Zweitausendeins, 2001. - S. 20-38 [Foucault 2001].
- Frelen, Michael: Erlebniseinkauf in Kunstwelten und inszenierten Realkulissen : Raum- und mobilitätsstrukturelle Auswirkungen sowie planerische Handlungsansätze, - in: Informationen zur Raumentwicklung 6 (1996). - S. 317-330 [Frelen 1996].
- Froschauer, Eva-Maria: Zwischen Bücherberg und Hain : Planungsquerelen am Kulturforum; - in: archithese 28/3 (1998). – S. 30-34 [Froschauer 1998].
- Gössler, Daniel: Die Architektur des Hauses, - in: cms-journal 24 (2003). – S. 10-12 [Gössler 1995].

- Groebe, Jo: Mediennutzung oder Erlebnisraum? Ein Blick in die nächsten zehn Jahre, - in: Elmar Mittler; Bettina Windau (Hrsg.): Die Krise zum Umdenken nutzen – Zukunftsperspektiven Öffentlicher Bibliotheken : Ein Symposium der Bertelsmann-Stiftung. - Gütersloh: Verlag Bertelsmann-Stiftung, 1995. – S. 43-54 [Groebe 1995].
- Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland [GG].
- Haspel, Jörg: Das Baudenkmal im Wettbewerb, - in: Staatsbibliothek zu Berlin; Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.): Architekturwettbewerb Staatsbibliothek zu Berlin : Ein neuer Lesesaal für das Haus Unter den Linden. – Berlin: jovis, 2001. – S.58-61 [Haspel 2001].
- Herzog, Andreas: Öffentlicher Raum und Erlebniswelt : Zur Planbarkeit falscher Urbanitätsversprechen, - in: Informationen zur Raumentwicklung 6 (1996). – S. 359-363 [Herzog 1996].
- Jochum, Uwe: Kleine Bibliotheksgeschichte, - Stuttgart: Reclam, 1999² [Jochum 1999].
- Kauffmann, Hans: Berliner Baukunst von Schlüter bis Schinkel, - in: Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz 13 (1976). --S. 29-31 [Kauffmann 1976].
- Kil, Wolfgang: Überflüssige Städte? Im Osten wird der Leerstand bekämpft, doch der Wohnungsmarkt ist nicht das Problem, - URL: http://www.shrinkingcities.com/fileadmin/shrink/downloads/pdfs/wk_ueberfluessige_staedte.pdf [erstveröffentlicht in: Deutsche Bauzeitung 6 (2001)], [Kil 2001].
- Kirschenmann, Jörg C.; Syring, Eberhard: Hans Scharoun : Die Forderung des Unvollendeten. – Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1993 [Kirschenmann 1993].
- Kolasa, Ingo: Der Bibliotheksbau Unter den Linden : Geschichte und Entwicklung, - in: Staatsbibliothek zu Berlin; Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.): Architekturwettbewerb Staatsbibliothek zu Berlin : Ein neuer Lesesaal für das Haus Unter den Linden. – Berlin: jovis, 2001. – S. 10-41 [Kolasa 2001].
- Lux, Claudia: Schlussbetrachtung : Ein Blick in die Zukunft, - in: Ulrike Wahlich: Rückblick mit Zukunft : 100 Jahre Zentral- und Landesbibliothek Berlin. – München: Saur, 2001. – S. 235/236 [Lux 2001].

- Mirbt, Karl-Wolfgang: Öffentliche Bibliothek, Publizität und Publizistik : Ein Thema in Geschichte und Gegenwart; Anregungen aus gegebenem Anlass, - in: Peter K. Liebenow (Hrsg.): 25 Jahre Amerika-Gedenkbibliothek Berliner Zentralbibliothek. – München u.a.: Saur 1979. – S. 15-33 [Mirbt 1979].
- Mittler, Elmar: Bibliotheksbau in Deutschland um die Jahrtausendwende, in: Bibliothek : Forschung und Praxis 27/1,2 (2003). – S. 7-12 [Mittler 2003].
- Moser, Fritz: Rückblickend auf die Anfänge : (Auch eine Kritik), - in: Peter K. Liebenow (Hrsg.): 25 Jahre Amerika-Gedenkbibliothek Berliner Zentralbibliothek. – München u.a.: Saur 1979. – S. 35-70 [Moser 1979].
- Nooteboom, Cees: Allerseelen : Roman. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000 [Nooteboom 2000].
- Oswalt, Philipp: Die Stadt stimulieren : Standortentwicklung mit kapitalschwachen Akteuren und temporären Programmen, - in: Wer, Bauen, Wohnen 6 (2002). – S. 44-49 [Oswalt 2002].
- Petsch, Joachim: Architektur und Städtebau in den 50er Jahren, - in: Siepmann, Eckhard (Hrsg.): Bikini – die fünfziger Jahre : Kalter Krieg und Capri Sonne; Fotos – Texte – Comics – Analysen. – Berlin: Elefanten Press, 1983³. – S.220-235 [Petsch 1983].
- Rauterberg, Hanno: Privat statt Publik? Vom Wandel des öffentlichen Raumes, - in: Merkur 55/4 (2001). – S. 351-355 [Rauterberg 2001].
- Roth, Petra: Tür zum Neuen : Städte spielen für die zukünftige Entwicklung eine Schlüsselrolle, - in: Frankfurter Rundschau online vom 11.12.2003 [Roth 2003].
- Ruddigkeit, Werner: Bauten und Entwürfe für die Königliche und Staatsbibliothek in Berlin, - in: Schochow, Werner (Hrsg.): 325 Jahre Staatsbibliothek in Berlin : das Haus und seine Leute; Buch und Ausstellungskatalog. – Wiesbaden: Reichert 1986. – S. 15-25 [Ruddigkeit 1986].
- Sander, Oliver: Die Universität und die Berliner Mitte im späten Kaiserreich : Königliche Bibliothek, Poliklinisches Institut für Innere Medizin und der Standort Kastanienwäldchen [Kapitel 3: "Ihnes bestes Werk" : Die Königliche Bibliothek Unter den Linden], - URL: <http://edoc.hu-berlin.de/buecher/arhistory/sander-oliver/HTML/sander-oliver.html> [Sander 2000].

- Saurwein, Karl-Heinz: Privatsphäre als Vertrauensgut : Vertrauen und Vertraulichkeit in ökonomischen Transaktionen im Zeitalter des E-Commerce, - in: Kornelia Hahn (Hrsg.): Öffentlichkeit und Offenbarung : Eine interdisziplinäre Mediendiskussion. – Konstanz: UVG, 2002. – S. 111-148 [Saurwein 2002].
- Schäche, Wolfgang: Von Berlin nach Germania : Über die Zerstörung der Reichshauptstadt durch Albert Speers Neugestaltungsplanungen; eine Ausstellung des Landesarchivs Berlin. - Berlin: Transit, 1990⁵ [Schäche 1990].
- Scharoun, Hans: Staatsbibliothek Berlin : Erläuterungsbericht. – unveröffentlichtes Manuskript. – Archiv der Akademie der Künste, Berlin: Sch – WV 236 [Scharoun 1963b].
- Scharoun, Hans: Wettbewerb Staatsbibliothek Berlin : Erläuterungsbericht. – unveröffentlichtes Manuskript. – Archiv der Akademie der Künste, Berlin: Sch – WV 236 [Scharoun 1963a].
- Schmidt, Wieland: Von der Kurfürstlichen Bibliothek zur Preußischen Staatsbibliothek : Geschichtlicher Überblick von 1661-1945, - in: Ekkehart Vesper (Hrsg.): Festgabe zur Eröffnung des Neubaus in Berlin. – Wiesbaden: Reichert, 1978. – S. 1-94 [Schmidt 1978].
- Schochow, Werner (Hrsg.): 325 Jahre Staatsbibliothek in Berlin : das Haus und seine Leute; Buch und Ausstellungskatalog. – Wiesbaden: Reichert 1986 [Schochow 1986].
- Schwanke, Martin: Kommunikation in städtischen Gemeinden, - in: Wolfgang Pehnt (Hrsg.): Die Stadt in der Bundesrepublik Deutschland : Lebensbedingungen, Aufgaben, Planung. – Stuttgart, 1974. – S. 50-63 [Schwanke 1974].
- Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens : Die Tyrannei der Intimität. – Frankfurt a.M.: Fischer, 1986 [Sennett 1986].
- United Nations Educational, Scientific and Cultural Organisation (UNESCO): Manifest Öffentliche Bibliothek, 1994, - URL: <http://www.ifla.org/VII/s8/unesco/germ.htm> [UNESCO 1994].
- Vogt, Adolf Max: Boulée sucht »kosmische Größe« für seine Bibliothek, - in: Susanne Bieri; Walther Fuchs (Hrsg.): Bibliotheken Bauen : Tradition und Vision. – Basel u.a.: Birkhäuser, 2001. – S. 215-226 [Vogt 2001].

Vollmer, Matthias: Vorgaben des Wettbewerbs, - in: Staatsbibliothek zu Berlin; Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.): Architekturwettbewerb Staatsbibliothek zu Berlin : Ein neuer Lesesaal für das Haus Unter den Linden. – Berlin: jovis, 2001. – S. 44-48 [Vollmer 2001].

Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. – Tübingen: Mohr, 1922. [Weber 1922].

Wehmeyer, Annette: Der Wettbewerb aus Sicht des Nutzers, - in: Staatsbibliothek zu Berlin; Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.): Architekturwettbewerb Staatsbibliothek zu Berlin : Ein neuer Lesesaal für das Haus Unter den Linden. – Berlin: jovis, 2001. – S. 50-57 [Wehmeyer 2001].

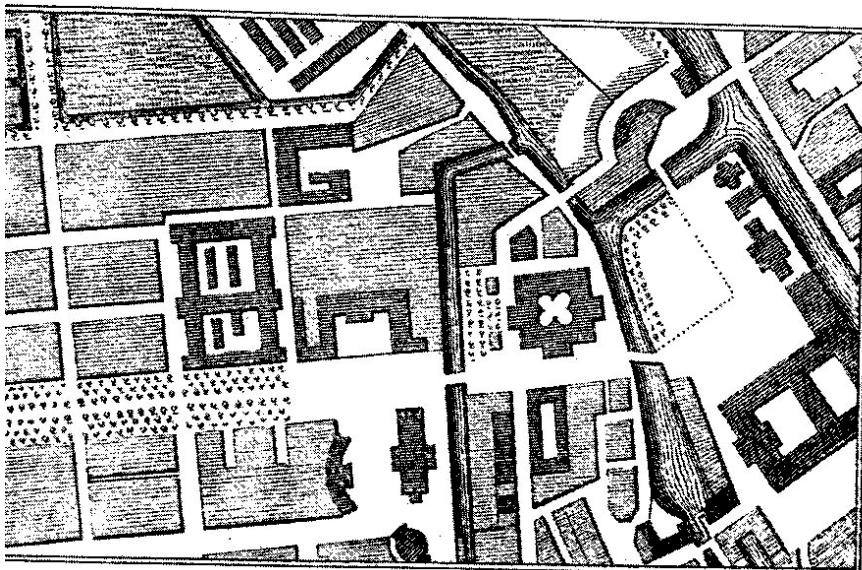
Wilhelm, Karin: Verlischt die Stadt in der Peripherie? Einleitende Fragen zur Krise der Städte, - in: Dies.; Gregor Langenbrinck (Hrsg.): City Lights : Zentren, Peripherien, Regionen. – Wien u.a.: Böhlau, 2002. – S. 15-31 [Wilhelm 2002].

Wisniewski, Edgar: Raumvision und Struktur : Gedanken über Hans Scharouns Konzeption zum Bau der Staatsbibliothek, - in: Ekkehart Vesper (Hrsg.): Festgabe zur Eröffnung des Neubaus in Berlin. – Wiesbaden: Reichert, 1978. – S. 144-158 [Wisniewski 1978].

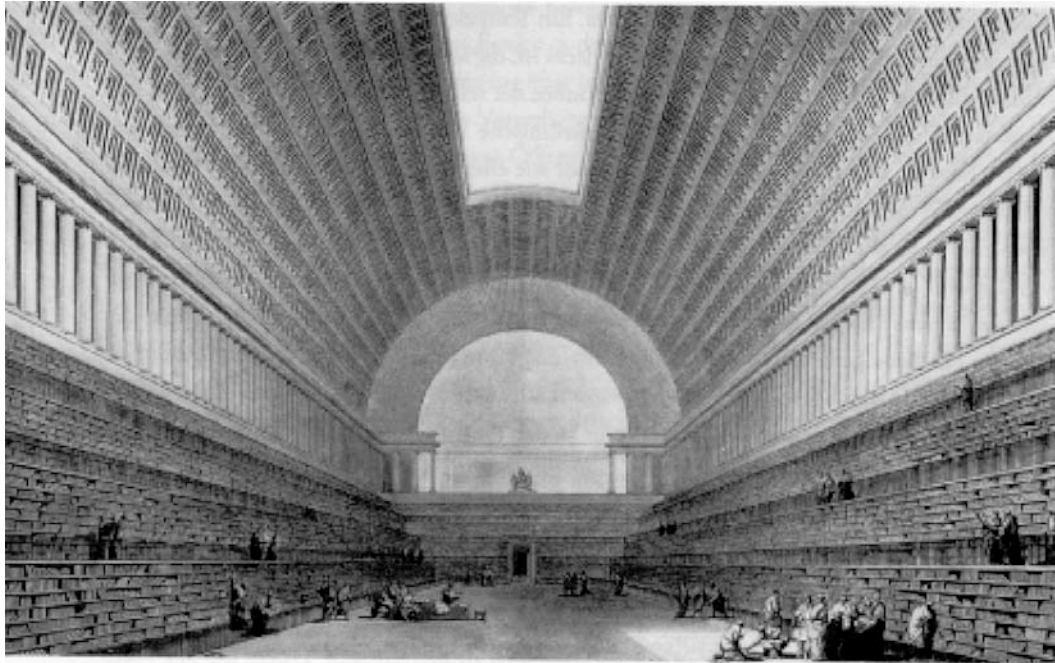
VIII. Abbildungen



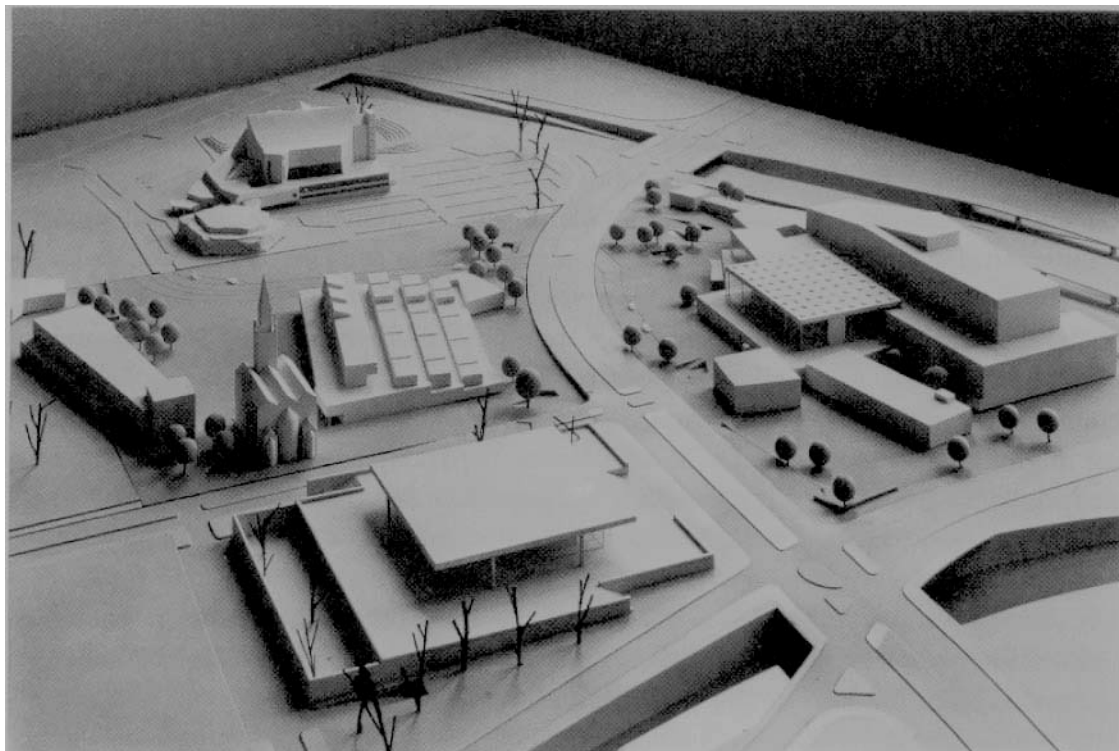
1. Die Königliche Bibliothec in Berlin, nach einem Stich von Johann Davis Schleuen 1783. Die Szenerie des Platzes weist auf die Funktion als Forum der gesamten Öffentlichkeit in der Residenzstadt hin.



2. Schematischer Grundriss des Forum Fridericianum, vor 1800. Nördlich der Baumreihen (Straße Unter den Linden) der Marstall und die Königliche Akademie, rechts daneben das Palais des Prinzen Heinrich. Südlich davon die konvexe Form der Königlichen Bibliothek und die Königliche Hofoper, der runde Zentralbau am unteren Bildrand die kath. Hedwigskirche.



3. Etienne Louis Boulée, Bibliothèque Nationale. Innenansicht, 1785-1788



4. Hans Scharoun, Modell des Kulturforums. Quelle: Archiv der Akademie der Künste, Berlin Sch WV 236. Man kann sehr genau die geplanten Beziehungen zwischen der Nationalgalerie Mies van der Rohes (im Bildvordergrund links), dem großen Baukörper der Staatsbibliothek (rechts) und dem (nicht realisierten) Künstlergästehaus sehen.